

ANDERS

2020/2021/2022 | Jahrbuch
Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.

Anders

Ansgar Wimmer | Andreas Holz

Es ist wirklich nicht leicht zu ertragen. Wenn alles anders kommt, als man denkt.

„Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt!“ So versuchte Wilhelm Busch kalauernd zu trösten. Sein Trost reichte in den vergangenen drei Jahren bestenfalls für ein etwas zartbitteres Lächeln. Drei Jahre, in denen alles ganz anders wurde, als wir alle gedacht haben.

Dabei waren wir doch, längst überfällig provoziert durch wütende Jugendliche und entschlossen dreinschauende Aktivistinnen, gerade erst endlich in eine Auseinandersetzung mit der unabweislichen, existenziellen und globalen Herausforderung des Klimawandels eingetreten. Reflektierten dazu die Konsequenzen von großen Fluchtbewegungen wie auch die Erosion moderner Demokratien durch Nationalismus, Trumpismus, Rechtsradikalismus, Fundamentalismus, Fatalismus und vieler weiterer -ismen. Dann kam die Pandemie. Dann der russische Angriffskrieg auf die Ukraine und damit das Zerbersten einer stabil geglaubten europäischen Sicherheitsordnung. Und nun die Inflation mit unvorhersehbaren sozialen Konsequenzen und Verwerfungen.

Es war kaum Zeit für Stiftungen, im Aufwachraum der Pandemie die nun anstehenden gesellschaftlichen Fragen in ihren Möglichkeiten für ein zeitgemäßes und zielgenaues Engagement zu erspüren, zu ordnen, gar zu adressieren. Schon galt es, die nächsten Entwicklungen wahrzunehmen, zu begreifen, nach Luft zu ringen, sich neu zu sortieren. Drei Jahre, in denen alles ständig anders war. Und eine Zukunft, in der vermutlich auch vieles immer wieder neu anders sein wird.

Überhaupt, anders sein, anders machen, wo anders, ganz anders, anders herum, wieder anders. Wie gehen wir um, mit der Vielfalt, dem Andersartigen, dem, was anders ist als wir, anders denkt, anders tickt, anders anzuschauen ist, eine andere Zündschnur, andere Bedürfnisse, andere Überzeugungen und andere Erfahrungen hat, andere Konsequenzen zieht? Und wer setzt die Maßstäbe für das, was vermeintlich normal und behauptet anders ist? Wie kommt diese vermutete Mittellinie zustande, von der aus sich Abweichungen, das Anderssein, das Anderswollen, das Andersgesehen werden erklären müssen?

Die Auseinandersetzung mit dem Anders kann im Mittelpunkt von Stiftungshandeln stehen und tut es für uns auch. Wen wollen wir fördern, diese Person oder jemand anders? Welches Thema ist uns wichtig, dieses oder eine anderes? Wie sollen wir die Sprache benutzen, so oder anders? Wie können wir andere Perspektiven handlungsleitend berücksichtigen? Könnte man das, was wir tun, nicht auch ganz anders machen? Wie wollen wir landwirtschaften, so oder anders? Welche anderen Möglichkeiten gibt es, mit unserem Vermögen umzugehen, nachhaltiger, noch verantwortlicher, zukunftsreicher? Wie gehen wir mit divergierenden, anderen Positionen um? Was können wir tun, um Benachteiligungen, Ungerechtigkeiten, Diskriminierungen aufgrund von Vielfalt und Andersartigkeit in unserer Arbeit zu minimieren, gar ins Gegenteil zu wenden? Wach und fair sein, unserer eigenen Voreingenommenheiten und Prägungen bewusst?

Dieses Jahrbuch der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S., das über eine Zeit berichtet, in der unerwartet alles anders war als gedacht, spürt diesen Frage-

stellungen quer durch die Programmarbeit, aber auch mit Blick auf die anderen Tätigkeitsfelder der Stiftung nach. Durch das Entdecken unerwarteter Begegnungen mit Anderen oder dem Anderssein, den Blick auf das Andersmachen unter anderen Bedingungen, dem Nachspüren zu der geplanten und willkürlichen Vielfalt in unserer Arbeit und dem Nachdenken über vermeintliche Mittellinien und Abweichungen.

Visuell hilft uns hierbei eine künstlerische Arbeit, die durch den profilierten Hamburger Fotografen André Lützen entstanden ist. Wir haben ihn gebeten, für uns einmal im deutschen Alltag in Städte, Orte und Flecken zu reisen, die eine „Hauptstraße“ haben. Und dort eben unter der Adresse „Hauptstraße“ als scheinbare Mittellinie fotografisch danach zu suchen, wieviel Gleichtönigkeit, wieviel Normalität, aber eben auch wieviel Vielfalt, wieviel Ander(e)s in unserer Gesellschaft zu finden ist. Beruhigt hat uns, dass das Streben nach Differenzierung dort ebenso zu finden war wie der Wunsch, dazuzugehören. Abgrenzende Mauern und Zäune sind dort ebenso präsent wie Verbindendes, skurrile Ansichten, Vertrautes, wie Verstörendes, Erwartbares wie ganz Anderes. Und der Wunsch nach einem Lächeln und den Alltag in das Besondere zu wenden.

Neben André Lützen hat uns für dieses Jahrbuch auch Siggie Seuß, ein erfahrener Journalist, Theaterkritiker, Übersetzer und Hörfunkautor, geholfen, als von außen kommender Chronist und kundiger Beobachter, diesem Besonderen im Alltag der Toepfer Stiftung nachzuspüren. Auch das ist nach den Jahrbüchern FREI und GUT nun ANDERS: sich der Perspektive eines Dritten, des erfahrenen Erzählers und Beobachters, zu stellen.

Schlussendlich möge sich bitte auch dies in unserem Jahrbuch wiederfinden: Neben der aufrichtigen Zuneigung und dem Dank gegenüber denjenigen, die unsere Arbeit durch Kooperationen, Fachwissen und tatkräftige Unterstützung begleiten, auch das leichte Augenzwinkern, die Nachsichtigkeit, der Takt, die Neugier auf das Andere und der sich nicht immer selbst zu ernstnehmende Humor, den wir uns für unser Selbstverständnis wünschen.



Wuppertal, Hauptstraße



Kneese Dorf, Hauptstraße

LEITIDEEN

Das Selbstverständnis der Toepfer Stiftung reflektiert sich in drei Ermutigungen: Biografien begleiten, Veränderung wagen, Raum geben. Diese Leitideen sind für unsere Stiftungsarbeit Anspruch und Verpflichtung zugleich und schlagen sich in allen vier Programmbereichen nieder, die in diesem Jahrbuch vorgestellt werden.

BIOGRAFIEN BEGLEITEN

Wir fördern und begleiten herausragende, kluge, engagierte Persönlichkeiten in verschiedenen Lebensphasen und geben damit Impulse zu gesellschaftlicher Veränderung. Damit verknüpft ist die Hoffnung, Begabung zum richtigen Zeitpunkt zu entdecken und Menschen zu neuen Schritten zu ermutigen. „Kultur bedeutet die Aufmerksamkeit für den Einzelnen“, hat der Stiftungspreisträger Andrei Plesu einmal gesagt. Dies verstehen wir als Auftrag. Den Stipendiaten, Preisträgern und anderen von der Stiftung Geförderten begegnen wir mit Wertschätzung und Neugier. Wir stehen ihnen als Ratgeber zur Seite und binden sie in wirkungsvolle Netzwerke ein.

VERÄNDERUNG WAGEN

Wir sind davon überzeugt, dass Experimentierfreude und Mut zum Risiko für die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft ausschlaggebend sind. In klar definierten thematischen Bereichen wollen wir Veränderungen mit Modellcharakter erwirken, beispielsweise bei der Entwicklung und Gestaltung lokaler Bildungslandschaften, zukunftsgerechter Landnutzung oder zeitgemäßer Konzertformate. Hier sind Pioniere mit neuen Ideen gefragt. Zugleich legen wir Wert auf die sorgfältige Auswahl der adressierten Themen, so dass wir auch mit begrenzten Ressourcen Wirkung und Veränderung erzeugen können.

RAUM GEBEN

Wir sind gerne großzügige Gastgeber und stellen die verschiedenen Orte der Stiftung als Forum für Begegnung, Diskussion oder Reflektion, als Bühne oder Salon zur Verfügung. Neben der Geschäftsstelle im Georgshof und dem Museum für Hamburgische Geschichte kommt vor allem dem Seminarzentrum Gut Siggen besondere Bedeutung für die Stiftungsarbeit zu.

Ein Buch wie dieses kann nur einzelne Projekte, Menschen und Ereignisse hervorheben. Um einen vollständigen Überblick über alle Programme, Förderungen und Geförderte zu bekommen, empfehlen wir einen Besuch unserer in diesem Jahr neu entwickelten Website: www.toepfer-stiftung.de



Rellingen, Hauptstraße



Rellingen, Hauptstraße



Holm, Hauptstraße



Holm, Hauptstraße



Appen, Hauptstraße



Appen, Hauptstraße



Kellinghusen, Hauptstraße



Kellinghusen, Hauptstraße

BILDUNG UND GESELLSCHAFT

Im Programmbereich Bildung & Gesellschaft engagiert sich die Toepfer Stiftung für Demokratie und gesellschaftlichen Zusammenhalt, für Teilhabe an der Informations- und Bildungsgesellschaft, für Chancengleichheit sowie für Austausch und Verständigung in Europa.

Mit einer abschließenden Bildungskonferenz im Herbst 2022 fand das zehnjährige Engagement der Alfred Toepfer Stiftung und der Joachim Herz Stiftung für das Projekt „**heimspiel. Für Bildung**“ in den Hamburger Stadtteilen Neuwiedenthal und Rahlstedt sein offizielles Ende. Die Aufbruchstimmung und Zuversicht in den Workshops und Arbeitsgruppen und die strukturellen Vorzeichen zeigten deutlich: die etablierten Netzwerke in den Quartieren werden ihre Arbeit fortsetzen. Gemeinsam mit den Bildungsakteuren vor Ort wurden während des Projektzeitraumes von 2012 bis 2022 lokale Verantwortungsgemeinschaften für Bildung und Erziehung auf- und ausgebaut und Bildung als Gemeinschaftsaufgabe umgesetzt. Ziel war es, die Kinder und Jugendlichen in den benachteiligten Quartieren bestmöglich auf ihrem Bildungsweg zu begleiten. Im quartiersübergreifenden Zusatzprojekt „**Jeder Schultag zählt – Strategien gegen Scheitern**“ förderten die Stiftungen den zielgerichteten und bedarfsorientierten Austausch von Praxis und Forschung, um Schulen in ihrer Entwicklung zu stärken und gemeinsam als guten Ort zu

gestalten. Konkret entwickelten und erprobten die Universität Oldenburg und vier „heimspiel“-Schulen präventive Maßnahmen gegen Absentismus mit dem Ziel, einem folgenschweren Schulabbruch entgegenzuwirken.

Das Elternlotsenprojekt „**Nachbarschaftsmütter und -väter Hohenhorst**“ wurde 2013/2014 durch „heimspiel“ mitinitiiert und, orientiert am Pilotmodell der Wilhelmsburger Inselmütter, seit Beginn begleitet und unterstützt. Als vielfältige Brückenbauerinnen fungieren sie als wichtige Schnittstelle zwischen Eltern und den Einrichtungen für Bildung, Erziehung und Beratung im Stadtteil. Die ehrenamtlich tätigen Frauen und Männer engagieren sich für Familien im Quartier und bieten Unterstützung im Alltag für Neuzugezogene. Dank ihrer Mehrsprachigkeit sind sie als Sprach- und Informationsvermittler für Familien mit geringen Kenntnissen über das hiesige Bildungs-, Gesundheits- und Unterstützungssystem eine elementare Unterstützung, damit pädagogische Fachkräfte die Zielgruppen erreichen können. Ein abschließender Höhepunkt der fast zehn Jahre andauernden Kooperation war ein Wochenende mit den Nachbarschaftsmüttern im Frühjahr 2022 im Seminarzentrum Gut Siggen. Nach zwei Jahren Pandemie war das persönliche Zusammenkommen und gemeinsame Arbeiten an diesem Ort eine Stärkung für die Teamentwicklung und ein besonderes Erlebnis für Nachbarschaftsmütter wie Gifty Kranz und ihre Kolleginnen – inklusive überraschender Begegnungen mit Unbekannten aus dem eigenen Stadtteil.

Ausgehend von den Erfahrungen mit „heimspiel“ sowie der langjährigen Zusammenarbeit mit Schulleitungen vor Ort entwickelt die Toepfer Stiftung aktuell zusammen mit Partnern ein [Qualifizierungsprogramm für zukünftige Grundschulleitungen](#). Die Bedeutung von Schulleitung für die Schul- und Unterrichtsentwicklung und somit auch für den Bildungserfolg von Schülerinnen und Schülern ist nach nationalen und internationalen Forschungsstand unbestritten. Grundschulen sind Hebel für Bildungsgerechtigkeit und -teilhabe und maßgeblich weichenstellend für den weiteren Schulverlauf und -erfolg. Den Leiterinnen und Leitern dieser Schulform kommt, als eine wenig beachtete Zielgruppe, eine Schlüsselfunktion zu. Die vielfältigen und komplexen Aufgaben ihrer Tätigkeiten umfassen die Bereiche Management, Führung, Verwaltung und Personalentwicklung. Zudem tragen sie in den vergleichbar kleinen Organisationsformen hauptverantwortlich den Bereich der Schulentwicklung voran. Wir möchten hier einen Beitrag zur Professionalisierung der Weiterbildung leisten und zukunftsgerichtetes Leitungshandeln an Grundschulen stärken.

In den zurückliegenden drei Jahren wandte sich die Toepfer Stiftung verstärkt der [Journalismusförderung](#) zu. Warum? Eine lebendige Demokratie braucht ein funktionierendes, vielfältiges Mediensystem. Durch den digitalen Wandel steht dieses jedoch vor großen Herausforderungen und Umbrüchen. Die sogenannte Medienkrise untergräbt die Voraussetzungen für eine informierte Gesellschaft und für gesellschaftliche Teilhabe. Aufwändigere

Investigationen, die viel Zeit, Energie und Ressourcen benötigen, können sich Redaktionen häufig nicht mehr leisten. Genaues Hinschauen, Hinterfragen und Aufdecken ist aber unerlässlich und im öffentlichen Interesse, bei grenzüberschreitenden Themen ebenso wie im Lokalen. Anlass genug für die Stiftung, sich im weiten Feld des Qualitätsjournalismus mit einem Fokus auf den investigativen Journalismus einzubringen.

Zunächst gab es erste Überlegungen, Journalisten aus ganz Europa, die ihrerseits mit europäischen Themen befasst sind, zusammenzuführen und in ihrem Tun zu bestärken. Nach einem Pilotprogramm 2019 für Stipendiatinnen und Stipendiaten aus osteuropäischen Ländern, die zur „Global Investigative Journalism Conference“ in Hamburg eingeladen wurden, entstand 2020 das [„European Collaborative Journalism Programme“](#) (ECJP). Dieses zweiteilige Programm entwickelte die Toepfer Stiftung zusammen mit der niederländischen Stiftung Arena for Journalism in Europe, die seitdem fester Partner ist. Bis zu achtzehn Journalistinnen und Journalisten aus ganz Europa kommen für vier Tage im Seminarzentrum Gut Siggen zusammen, um etwas über grenzüberschreitende Recherchen zu lernen und sie gemeinsam zu planen. Ein zweites Mal treffen sie sich dann am Rande der „Dataharvest“, der europäischen Konferenz für Investigativ-Journalismus in Brüssel für eine Vielzahl von Workshops, um ihre Vernetzung auszubauen und ihre Recherchen voranzutreiben. Drei Jahrgänge haben bislang das ECJP erfolgreich durchlaufen, intensive Arbeitsbeziehungen aufgebaut und trotz der teilweise pandemiebedingten Verlegung der Konferenz ins Digitale, eine Reihe gemeinsamer Recherchen publiziert, darunter „Frontpage

News“. Das Programm wird deshalb weitergeführt. Paul Toetzke, Teilnehmer des ersten ECJP-Jahrgangs berichtet in diesem Jahrbuch über seine Erfahrungen als investigativer Journalist.

2021 fiel die Entscheidung, sich neben der grenzüberschreitenden Recherche auch dem **Lokaljournalismus** zuzuwenden. Die Folgen einer weggebrochenen medialen Grundversorgung belegen mittlerweile mehrere Studien aus den USA. Es braucht die „vierte Gewalt“, damit Korruption, Umweltverschmutzung und politische Apathie nicht zunehmen. Gemeinsam mit CORRECTIV.Lokal, Teil des gemeinnützigen Recherchezentrums CORRECTIV, bietet die Toepfer Stiftung monatliche Online-Workshops für Lokaljournalisten an, um Recherchen zu stärken und Teamarbeit zu fördern. Erfreulicherweise lässt sich im Lokalen seit einiger Zeit eine gewisse Dynamik erkennen. Mehrere Neugründungen sind entstanden, vielfach online und in Teams variierend. Im Spätsommer 2022 wurde für diese Zielgruppe gemeinsam mit CORRECTIV.Lokal und Netzwerk Recherche ein zweitägiges Vernetzungstreffen in Siggen angeboten. Ziel war es, Gründungswissen zu teilen, sich auszutauschen und gemeinsam neue Strategien zu entwickeln, ohne dass die journalistische Arbeit zu kurz kommt.

Der mit 20.000 Euro dotierte **Max-Brauer-Preis** wird seit 1993 an Persönlichkeiten und Einrichtungen der Freien und Hansestadt Hamburg verliehen, die sich durch besonderes, nachhaltiges sowie zukunftsgerichtetes Engagement für das kulturelle, wissenschaftliche und geistige Leben Hamburgs

hervorgetan haben. Im Frühjahr 2020 durchkreuzte die Corona-Pandemie diese Tradition und war Anlass, ein kleines, aber dennoch sichtbares Zeichen **europäischer Solidarität** zu setzen. Das Preiskuratorium beschloss in Abstimmung mit den Gremien der Toepfer Stiftung, den Preis einmalig und als besondere Geste an eine Institution in der zu diesem Zeitpunkt von der Pandemie am stärksten betroffenen Region Europas zu verleihen: Emilia-Romagna in Norditalien. Und so wurde die freie Theaterkompanie **Compagnia dell'Argine** und ihr Teatro ITC in San Lazzaro von der Nachricht überrascht, dass sie für ihr außerordentliches soziokulturelles und gesellschaftliches Engagement einen Preis einer Hamburger Stiftung bekommt. Mit der Öffnung von Begegnungs- und Spielräumen für Menschen, die sonst nur schwer Zugang zu Theater, Musik und Tanz finden, agiert die Compagnia nicht bloß als Kulturvermittlerin, sie stärkt auch das Gemeinwohl und den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Die Gruppe unter der künstlerischen Leitung von Micaela Casaboni, Nicola Bonazzi und Andrea Paolucci überwindet Barrieren und baut Brücken. Mit Mut, Phantasie und Expertise entwickelte sich die Compagnia seit ihrer Gründung im Jahr 1994 zu einer wertvollen kulturellen Institution für die Region, für Italien und ganz Europa.

Da 2020 pandemiebedingt keine Preisverleihung stattfinden konnte, wurde eine weitere Ausnahme beschlossen: Das Preisgeld wurde bereits vor der Preisverleihung vergeben. Und auch die für das darauffolgende Jahr geplante Preisverleihung musste erneut verschoben werden, bis schließlich im März 2022 – zwei Jahre nach der Verkündung des Preises – die Max-Brauer-Preisverleihung endlich stattfinden konnte. Der Festakt markierte einen

ehrendvollen Höhepunkt der langen Reise einer von der Corona-Pandemie betroffenen Kultureinrichtung, die sich über zwei Jahre hinweg immer wieder neu erfinden und um ihr Überleben kämpfen musste.

Seit inzwischen zehn Jahren gehört die Millerntorwache zu den externen Orten der Toepfer Stiftung. Hier haben wir bis zur Pandemie das [Museum für Hamburgische Geschichtchen](#) betrieben. Im kleinen Vorposten des Museums für Hamburgische Geschichte konnten Hamburger und Besucher der Stadt ihre Geschichten und Geschichtchen erzählen. Freiwillige hörten zu, zeichneten das Erzählte mit der Kamera auf und verschlagworteten es, um es als „erlebte Geschichte“ für die Nachwelt zu archivieren. Auf der Webseite der Toepfer Stiftung finden sich verschiedene Beispiele. Zuhören, Erzählen und Erinnern bildeten die drei Kernelemente des kleinen Erzählmuseums. Wer erzählen möchte, ist auch weiterhin eingeladen, sich bei uns zu melden.

Im Laufe der beiden vergangenen Jahre haben wir die Millerntorwache für Dritte geöffnet. Weiterhin stehen Zuhören, Erzählen und Erinnern im Vordergrund, aber ebenso andere künstlerisch-kulturelle Formen – von kleinen Performances über Ausstellungen bis zu Dialogformaten. Es ist nicht immer einfach, eine passgenaue Nutzung zu finden – die (kleine) Größe, die Lage zwischen Park und Reeperbahn, an einer achtspurigen Straße und die eigenständig zu handhabenden Öffnungszeiten sind durchaus eine Herausforderung. Dafür passt es manchmal umso besser: Ana Amil und

ihr Team öffneten die Millerntorwache im April 2022 für ihre Ausstellung „18 Weiblichkeiten“: Porträts von Frauen, die zwischen 1680 bis in die Gegenwart auf St. Pauli gelebt, gewirkt und beeindruckt haben.



Abbeile, Hauptstraße

anders erwartet

Das Theater als Großfamilie

Micaela Casalboni und das Teatro dell'Argine

Wer hierzulande Theater liebt, denkt natürlich erst einmal an Klischees: An ein prachtvolles Haus, ein Vestibül mit Marmorboden, ein Foyer mit glänzendem Parkett, einen großen Zuschauersaal, einen roten Samtvorhang. Einen Theaterhimmel, aus dem es manchmal schneit und manchmal regnet und manchmal sogar ein Engel herabschwebt. An Bühnenbretter, zwischen denen sich plötzlich ein Tor zur Unterwelt öffnet. Man denkt an erwartbare Sitten und Gebräuche des Smalltalks in der Pause, an ein Glas Prosecco, an eine Auszeit von den Mühen des Alltags. An gepflegte Wochenendunterhaltung, während uns, im provokativsten Fall, wieder einmal der berühmte Spiegel vorgehalten wird. Vielleicht noch, nach der Vorstellung, an streitbare Konversationen des Für und Wider beim Italiener um die Ecke. Die Theaterfreunde und -freundinnen wissen inzwischen auch, dass es neben dem konventionellen Theaterbetrieb – sei es in einem Provinztheater, einem Stadttheater oder auf einer Großstadtbühne – alternative Formen des Theaters gibt, die die Mauern eines Theaterhauses schon längst verlassen haben und hinausgehen in die Welt. Dorthin, wo die Menschen leben und lieben und leiden, dorthin, woher die Geschichten kommen, die auf den Theaterbühnen zum zweiten Leben erweckt werden sollen.

Eines dieser offenen Theater ist das Teatro dell'Argine in Bologna – sozusagen ein Theater als Damm, als Schutzwall gegen die Mächte des Bösen und Unmenschlichen, die rund um den Globus ihr Unwesen treiben. Erst durch die Verleihung des Max Brauer-Preises der Toepfer Stiftung an die Theatermitbegründerin Micaela Casalboni und ihre Compagnia 2020 rückte mir dieses außergewöhnliche Theater näher, das die Grenzen der Konventionen

aufkluge, fantasievolle und freundliche Weise sprengt. Wer den Film, der die grenzüberschreitende Arbeit des Theaters dokumentiert, „Una breve storia di amore e cambiamento“, auf YouTube sieht, dem wird der Atem stocken angesichts der Erkenntnis, was Theater alles sein kann, innerhalb und, vor allem, außerhalb von Heiligen Hallen und Musentempeln. Und man möchte ausrufen: „Ja, so muss Theater sein, wenn das Morgen menschenfreundlicher sein soll als das Heute!“

Frau Casalbani, liebten Sie schon als Kind das Theaterspiel?

Ich kam zufällig und völlig ohne Zwang zum Theater, in einer Gruppe von Kindern und Teens in meiner Heimatstadt Misano Adriatico an der adriatischen Küste.

Ihre Eltern waren Theaterfreunde?

Meine Eltern waren keine Theatergänger. Aber unsere Wohnung war immer voller Bücher und meine Schwester und ich hatten alle Möglichkeiten zu unternehmen, was wir wollten, obwohl unsere Familie nicht wohlhabend war.

Wie erinnern Sie sich an Ihre ersten Theaterberührungen?

Als Kind und als Jungteenager besuchte ich mit Begeisterung einen Theater- und Singkreis meiner Pfarrgemeinde. Aber die wirkliche Theaterliebe

auf den ersten Blick, die geschah als ich sechzehn war und zwei Jahre lang einen Theaterworkshop mit Norberto Midano besuchte. Er war ein Schauspieler aus der Schule Dario Fos. Dort lernte ich einen einzigartigen Weg des Theaterspielens kennen.

Und wann kam Ihnen der Gedanke an eine professionelle Theaterkarriere?

Später, an der Universität in Bologna, begann ich mit einer richtigen Schauspielausbildung, entdeckte meine alte Leidenschaft wieder und entschloss mich, die Schauspielerei zum Beruf zu machen.

Wo begann die ernsthafte Theaterpraxis?

Wo immer sich mir eine Möglichkeit bot, erledigte ich verschiedene kleine Jobs in Theatern und Theatertruppen. Als eigentlichen Beginn meiner professionellen Tätigkeit betrachte ich die Gründung unserer Theatertruppe, der Compagnia del Teatro dell'Argine, die ich zusammen mit zwanzig Kolleginnen und Kollegen auf die Beine stellte. Wir hatten an der Schauspielschule gemeinsam die landläufige Ausbildung absolviert, wollten uns aber nicht mit dem üblichen Erbe an Theaterideen und Erfahrungen zufriedengeben. Das war ein aufregender, ja utopischer Plan. Aber, wenn Sie bedenken, dass wir im nächsten Jahr unseren 30. Geburtstag feiern, war es am Ende auch ein sehr handfestes Unternehmen.

Auf dem Weg zur Profession gab es für Sie ja bestimmt Schlüsselerlebnisse.

Sicherlich war die Begegnung mit Salvatore Cardone – den ich als meinen Maestro betrachte – für mich als Theatermensch und Schauspielschülerin ein Schlüsselereignis. Von ihm hab ich so viel gelernt! Nicht nur über das Leben auf der Bühne, sondern auch darüber, wie man das Theater benutzt, um mehr von der Welt draußen zu erfahren und sich mit ihr kurzzuschließen. Er hat in mir die Idee reifen lassen, dass das Theater auch außerhalb seiner Mauern lebt, in der Stadt zum Beispiel.

Und die Gründung Ihrer Theatergruppe?

Die Gründung unserer Truppe war natürlich der Hauptfaktor: Wir versuchten dieses Konzept eines offenen Theaters zu erkunden und zu entwickeln – offen für die Stadt, offen für Menschen unterschiedlichsten Alters, unterschiedlichsten Geschlechts, unterschiedlichster Kulturen, Anlagen, Fähigkeiten, Lebenshintergründe, Erfahrungen. Egal, ob die Menschen berufstätig waren oder nicht, ob sie ins Theater gingen oder nicht, egal ob sie zur Schule gingen, in Vereinen tätig waren, im Krankenhaus lagen, in Gefängnissen lebten oder in Auffanglagern für Migranten und Flüchtende. Das war für uns ein Schlüsselerlebnis. Viele Projekte, die wir in diese Richtung hin entwickelten, waren für uns äußerst zufriedenstellend und fanden auch nationale und internationale Beachtung. Dieser Prozess setzt sich nach wie vor fort. Wir sind Entdecker, wir sind Erforscher und wir fordern uns immer wieder selbst heraus.

Ihre Arbeit unterscheidet sich also sehr vom konventionellen Theaterbetrieb.

Wie ich schon andeutete, entwickelt das Teatro dell'Argine nicht nur Stücke und geht mit ihnen auf Tour. Wir bieten auch Theaterworkshops für Profis und Laien an. Ganz besondere Projekte schließen diverse Menschen ein, in vielen unterschiedlichen Zusammenhängen und Aktionen, bis hin zu künstlerischen und sozialen Orten und Räumen. Netzwerken und Gedankenaustausch gehören zu unserer Arbeit, gefördert von übergreifenden und interdisziplinären Organisationen und Institutionen. Ebenso Aktionen und Events mit Bürgerbeteiligung, interaktives Wandertheater, regional im Inland und auch im Ausland.

Sind Sie also so etwas wie Grenzgänger und Vermittler zwischen den Kulturwelten drinnen und draußen?

Als wir mit unserer Theaterarbeit begannen, war dieses Kulturmodell mit vielen verschiedenen Projekten, die nach Anbindung an und Wirkung auf Gemeinschaften suchten, in Italien kaum üblich. Wir bewegten uns an den Grenzlinien zwischen unterschiedlichen Disziplinen und verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Heute haben sich die Dinge verändert. Viele Gruppen und Organisationen versuchen inzwischen, unterschiedlichste innovative Kunst- und Kulturmodelle zu entwickeln.

Können Sie sich eine freundliche Koexistenz zwischen alternativen und konventionellen Formen des Theaters vorstellen?

Natürlich. Es gibt genügend Raum für jeden und für jede Kunstform. Es wäre schön, wenn die verschiedenen Stimmen mehr als bisher miteinander ins Gespräch kämen.

Erzählen Sie mir etwas davon, wie die Ideen Ihre Truppe motivieren.

Die Grundidee ist, dass Theater nicht den Künstlern gehört, sondern allen. Das soll nicht heißen, dass jeder Mensch, selbst ohne Ausbildung und Erfahrung, ein Theaterprofi ist. Es bedeutet, dass Theater und die darstellenden Künste überhaupt – wenn sie aus bestimmten Praktiken und Prozessen bestehen und von Menschen guten Willens gestaltet werden –, dass Theater und die darstellenden Künste mächtige Werkzeuge für das Gelingen des sozialen Zusammenlebens sein können, für den Dialog zwischen den Generationen und Kulturen und für das soziale Engagement von Bürgern. Und darüber hinaus können die darstellenden Künste wunderbare Instrumente dafür sein, uns selbst und die Welt um uns herum besser zu verstehen.

Also sind die Menschen in Ihrer Theatertruppe weit mehr als Schauspieler und Schauspielerinnen?

In unserer Truppe ist fast jede Künstlerin, jeder Künstler (Schauspieler, Bühnenauteure, Regisseure) auch so etwas wie ein Wegweiser oder Leiter eines Workshops. Manchmal sind sie auch für besondere Projekte verantwortlich. Wir sind Mischwesen und wir betrachten das Theater als eine 360-Grad-Versuchsanordnung für Kreativität, Diskussion, Beziehungen, um in unserer Gesellschaft künftig auf eine bessere, menschlichere Weise zusammenzuleben.

Wie alt sind Ihre Schauspieler und Schauspielerinnen?

Bei uns sind Menschen aus verschiedenen Generationen vertreten. Die Gründergeneration, zu der ich gehöre, ist so um die 50 Jahre alt. Und dann haben wir Kolleginnen und Kollegen in den 40ern, 30ern und sogar in den 20ern. Die Truppe ist offen nach oben und nach unten.

Gibt es so etwas wie besondere Zielgruppen im Publikum?

Unser Publikum ist sehr vielfältig – so wie es auch unsere Theaterstücke sind. Es gibt Menschen jeden Alters, jeden sozialen und jeden Erfahrungshintergrunds. Unsere Eintrittskarten sind sehr günstig und unsere Spielorte sind sehr familiär, so dass sich jede und jeder wohlfühlen kann. Menschen mit Behinderungen bieten wir zudem besondere Projekte an – zum Beispiel Vorstellungen mit Untertiteln für Hörgeschädigte, keine physischen oder kulturellen Barrieren. Trotzdem gibt es noch eine Menge zu tun, um die Ungleichheiten, die in den kulturellen Institutionen herrschen, zu überwinden.

Erzählen Sie etwas über die Inhalte Ihrer Stücke.

Es handelt sich um neu geschriebene Stücke. Wir haben auch Bühnenautoren und Dramaturgen in unserem Team. Die Inhalte kreisen um die drängenden Fragen der Gegenwart: Um Ungleichheiten und Krieg, um häusliche Gewalt und um die Lebensbedingungen benachteiligter Kinder und Jugendlicher. Zudem spielen wir besondere Geschichten oder Lebensgeschichten, die exemplarisch für universelle Themen stehen.

In welchen Formen?

Die sind sehr unterschiedlich. Von ganz einfachen Erzählungen mit einem Schauspieler, einer Schauspielerin, bis zu komplexen, erzählerisch herumvagabundierenden und interaktiven Vorstellungen. Und all das geschieht in der Mitte aller möglichen Spielarten.

Was meinen Sie damit?

Ich meine damit das ganze breite Spektrum an Theaterformen, vom physisch fassbaren Objekttheater, zum Beispiel Theater mit Puppen, Gegenständen, Tüchern. Stummes Theater. Oder Theaterformen, die Techniken nutzen, wie Kopfhörer, Videoaufnahmen und Virtual Reality-Headsets. Und natürlich traditionelle Spielweisen.

In all diesen Bereichen fördern wir immer die Experimentierfreude. Das ist auch eine Folge davon, dass wir mehrere Regisseure und Autorinnen in der Truppe haben.

Wo finden die Aufführungen statt?

All diese Theaterformen können auf traditionellen Bühnen gespielt werden, aber genauso in Spielräumen, die nichts mit dem Theater zu tun haben, zum Beispiel auf Plätzen, in Museen, in Schulen. Oder standortspezifisch, wie eine tunesisch-italienische Produktion, die wir 2015 an verschiedenen Orten in Tunesien aufgeführt haben, außerhalb von Theatern.

Und wie reagiert das Publikum auf die Aufführungen?

Das Publikum unseres Theaters, des ITC Teatro Dell'Argine, des Stadttheaters von San Lazzaro di Savena in Bologna, das Publikum ist einfach großartig. Es ist mit uns gewachsen, es folgt uns, besucht unsere Workshops und guckt sich dann unsere Vorstellungen an. Wir sind so eine Art Großfamilie. Aber auch auf unseren Tourneen bekommen wir meist gutes Feedback. Hoffentlich geht das so weiter!



Hettlingen, Hauptstraße



Hettlingen, Hauptstraße



Steinburg, Hauptstraße



Steinburg, Hauptstraße



Neu Wulmstorf, Hauptstraße



Neu Wulmstorf, Hauptstraße



Buxtehude, Hauptstraße



Buxtehude, Hauptstraße

Auf den Spuren des Oligarchen

Paul Toetzke

Viele glauben, investigativer Journalismus bedeutet versteckte Kamera, sich undercover bei Kriminellen einschleusen und geheime Quellen in verrauchten Eckkneipen treffen. So ging es mir auch lange Zeit. Der größte Teil der Arbeit – das kann ich zumindest von meinen Erfahrungen berichten – ist jedoch viel unspektakulärer. Man klickt sich durch endlose, meist unvollständige Registereinträge, durch Jahresberichte von Unternehmen und Stiftungen, vergleicht Statistiken und man schreibt Interviewanfragen, die nie beantwortet werden. Das Meiste davon endet im Nichts. Bis auf einige wenige Glücksgriffe.

Mein Einstieg in den investigativen Journalismus kam etwas unverhofft und pünktlich zum Beginn der Pandemie vor zweieinhalb Jahren. Zuvor arbeitete ich größtenteils als freier Reporter für verschiedene deutsche Medien und war viel in Osteuropa unterwegs. In meinen Texten ging es meist um gesellschaftliche Themen, um Migration, Konflikte oder Armut. Irgendwas hat mich immer zu den Menschen und ihren Geschichten hingezogen, die sonst oft ignoriert, vergessen werden. Im März 2020 habe ich an einem Workshop der Toepfer Stiftung zu „Collaborative Journalism“ teilgenommen. Damit öffnete sich eine neue Tür.

In den Monaten davor hatte ich bereits mit einer russischen Kollegin zu dem Netzwerk des russischen Oligarchen Wladimir Jakunin recherchiert. Wir kannten uns von einem Workshop in Warschau. Sie hatte einen Hinweis von einer Wissenschaftlerin bekommen, dass dieser Putin-Vertraute und ehemalige Minister europaweit rechte Bewegungen mit Millionenbeträgen fördert und dass dieses Geld aus dem Budget der russischen Eisen-

bahn stammt. Das Zentrum laut diesem Bericht: Berlin. Es war ein Auszug aus einem unveröffentlichten wissenschaftlichen Bericht – ein Schnipsel mit ein paar Hinweisen, mehr nicht. Und doch war es ein Anfang.

Schnell wurde uns klar, dass wir diese Aufgabe nicht zu zweit stemmen können. Zumal wir wussten, dass sich das Netzwerk über mehrere europäische Länder erstreckt. Uns war klar, dass wir weitere JournalistInnen ins Boot holen müssten und dass wir dafür eine Förderung benötigen würden. Dank des Workshops der Toepfer Stiftung hatte ich die Möglichkeit, das Thema vorzustellen und weitere MitstreiterInnen zu gewinnen. Im Juli 2020 kam die Erfolgsmeldung: Wir erhielten eine Förderung für das Projekt von der EU. Wir bauten ein Team aus acht JournalistInnen aus Deutschland, Frankreich, England, Tschechien, Italien, Österreich, der Schweiz und Russland auf. Der Zeitrahmen war auf drei Monate beschränkt.

Um es vorwegzunehmen: Wir haben deutlich länger gebraucht. Der letzte von insgesamt elf Artikeln ist im August dieses Jahres erschienen. Und das war nicht die einzige Sache, die anders lief als erhofft oder geplant. Ehrlich gesagt haben wir wahrscheinlich so ziemlich alles falsch gemacht, was man falsch machen kann. Und trotzdem ist es am Ende eine Erfolgsgeschichte geworden. Neben dem investigativen Arbeiten habe ich wertvolle Erfahrungen hinzugewonnen. Ich habe gelernt, wie man mit erhöhten Erwartungen umgeht, wie man Konflikte im Team löst, interkulturelle Differenzen überbrückt, wie man Verantwortung abgibt (zumindest teilweise) und Enttäuschungen akzeptiert. Und wie man improvisiert.

Investigativer Journalismus ist in der Regel den großen Redaktionen

vorbehalten. Sie haben die Kontakte, die finanziellen und rechtlichen Ressourcen und die Infrastruktur, die nötig ist, um solche Recherchen zu stemmen. Für freie JournalistInnen ist die Arbeit oft mit großen Risiken verbunden, ganz zu schweigen von dem Aufwand, der mit einem regulären Texthonorar eigentlich nicht zu machen ist. Glücklicherweise gibt es inzwischen immer mehr Fördermöglichkeiten, die es freien JournalistInnen ermöglichen, gemeinsam im Team investigative Recherche anzugehen – auch wenn diese immer noch weit von den Voraussetzungen festangestellter, investigativer JournalistInnen entfernt sind.

Uns war von Anfang an wichtig: Wir wollen unabhängig sein – ohne, dass uns eine Redaktion vorschreibt, wie wir vorzugehen haben. All das gesammelte Material sollte allen im Team zugänglich sein und die Veröffentlichungen miteinander abgestimmt werden. Das bedeutete aber auch, dass wir uns eine eigene Infrastruktur aufbauen mussten. Von einer Cloud für unsere Daten, einem Vertrag unter den Mitgliedern über eine Signal-Gruppe zur Kommunikation hin zu regelmäßigen Videocalls und Protokollen.

In der Zeit vor Projektbeginn habe ich mich intensiv mit investigativen Tools und Arbeitsweisen beschäftigt. Ich habe an Workshops zu Gesichtserkennung, Foto-Rückwärtssuche, Flight-Tracking und zur Arbeit mit Unternehmens- und Stiftungsregistern teilgenommen. Dazu habe ich mir vieles selbst beigebracht (es gibt tolle Sammlungen zu Werkzeugen). All das war wertvoll und notwendig für meine Arbeit. Aber die wichtigsten Erkenntnisse, die wir während der Recherche gewonnen haben, basierten auf intuitiven Versuchen oder Zufällen.

Ein Beispiel: in dem letzten Artikel der Serie, erschienen in der taz und bei Zackzack, geht es um ein Hotel in Wien, das dem Sohn des russischen Oligarchen gehört und danach an eine ominöse Firma verkauft wurde. Durch Zufall fiel mir beim Studieren der Registereinträge der Unternehmensstruktur der Name eines Direktors auf. Derselbe Name tauchte schon einmal auf – es war der Immobilienchef eines Hedgefonds, der auch für die Investitionen einer Stiftung des russischen Oligarchen zuständig ist. Damit konnten wir zwar nicht beweisen, dass das Hotel noch immer in der Hand des Oligarchen ist. Doch es war ein interessanter Fund, der die Komplexität der Verstrickungen hinter den Machenschaften der Oligarchenfamilie, mitten in Europa, zeigt.

In vielen anderen Situationen waren wir weniger erfolgreich. Oft landete ich während meinen Recherchen zu Unternehmensstrukturen bei anonymen Gesellschaften oder Offshore-Firmen. In solchen Fällen ist es immer noch unmöglich, Details zu den wahren Inhabern zu bekommen – es sei denn, es gibt zufälligerweise ein Leak. Solche Momente sind frustrierend und zeigen die Machtlosigkeit von JournalistInnen, AktivistInnen, aber auch Ermittlern – denn auch sie kommen nur in Ausnahmefällen an die so wichtigen Informationen.

Der größte Teil der Arbeit bestand aus dem Sammeln von Informationen zu den Netzwerken des Oligarchen in den jeweiligen Ländern. Wir haben unzählige Mindmaps erstellt, um Überschneidungen zu finden. Dazu kamen Hintergrundinterviews mit ehemaligen Vertrauten des Oligarchen und Experten. Und dann gab es noch die etwas spektakuläreren Momente

wie diesen: eine Kollegin hat einen ehemaligen Banker des Oligarchen getroffen, der vor einigen Jahren nur knapp ein Attentat überlebt hat und bereit war, uns einen Datenträger mit Informationen zu verschiedenen Konten zur Verfügung zu stellen. Ein wertvolles Dokument, das bewies: Jakunin und sein Clan haben mehrere Milliarden Dollar von dem Budget der russischen Eisenbahn gestohlen.

Ein großes Thema während dieser Recherche war Sicherheit, denn als Kollektiv fehlten uns die Mittel, über die Redaktionen verfügen. Einige aus dem Team – einschließlich mir selbst – haben zum ersten Mal an solch einer Recherche zu den kriminellen Machenschaften einer einflussreichen Person teilgenommen. Zwar haben wir uns zu Beginn zu Sicherheitsfragen, beispielsweise Datensicherheit oder Rechtsbeirat, beraten lassen. Doch es blieb bis zum Ende der Recherche ein heikles Thema, bei dem auch die kulturellen Unterschiede und verschiedenen Arbeitsweisen von europäischen und russischen JournalistInnen beigetragen haben. Bei den letzten Veröffentlichungen gab es mehrere Klagedrohungen, die sich glücklicherweise erübrigt haben.

Auch bei anderen Themen wurden die unterschiedlichen kulturellen und journalistischen Hintergründe deutlich. Ein Beispiel: Zu Beginn der Recherche haben wir über das Thema Hacking beziehungsweise das Nutzen von Daten aus Hackangriffen gesprochen. Hier kam es zu einem Streit, weil die russischen KollegInnen diesbezüglich deutlich offener waren, während der Großteil der europäischen Teammitglieder solche Werkzeuge bisher nicht genutzt hatte oder strikt ablehnte. Das war etwas, auf das meine Kollegin und ich, die wir das Projekt gemeinsam koordiniert haben (auch ein

Fehler, besser: eine/einen erfahrene/n KoordinatorIn, RedakteurIn einstellen), nicht vorbereitet waren, mit denen wir aber im Laufe der Recherche umzugehen lernten.

Gleichzeitig waren es oft diese Unterschiede, die uns am Ende weitergebracht haben und die den Vorteil einer Crossborder-Recherche gegenüber einem nationalen Team deutlich gemacht haben. Eine russische Kollegin hatte bereits eine große Vorerfahrung zu russischen Oligarchen, Mafia und zu Putins innerem Kreis. Viele Eindrücke ihrer bisherigen Arbeit konnten wir auch für diese Recherche nutzen, inklusive Interviewaufnahmen mit Exilrussen, die von dem russischen Oligarchen bedroht wurden und bereit waren, Details zu teilen. Diese Einzelheiten hätten wir als ein deutsches – oder selbst europäisches Team – nie bekommen. Der Austausch, der so entstanden ist, war für alle bereichernd.

Unser ursprünglicher Plan war, eine interaktive Multimedia-Website mit der ganzen Geschichte in zehn Teilen zu veröffentlichen. Dieses Vorhaben haben wir bis jetzt nicht umgesetzt. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Einige Eindrücke konnten wir aufgrund der Pandemie nicht bekommen. Konferenzen wurden abgesagt und das Reisen war teilweise unmöglich. Dazu waren viele aus dem Team am Limit – arbeitstechnisch, aber auch privat. Auch ich musste Anfang letzten Jahres anerkennen, dass ich an einem Burnout kratzte. Die Förderung war längst abgelaufen, es gab Zeitdruck und fast alle von uns hatten andere Recherchen und Jobs.

Wir hatten uns verkalkuliert und mussten einsehen, dass unser Vorhaben nicht wie geplant umgesetzt werden konnte. Das war schwer zu ver-

kraften, da wir alle große Hoffnungen in die Recherche gesteckt hatten. Am Ende war es unvermeidbar, die Arbeit für eine kurze Zeit auf Eis zu legen und bei den Förderern eine Verlängerung der Frist zu beantragen. Glücklicherweise war dies kein Problem. Die Pandemie und ihre Auswirkungen machten schließlich nicht nur uns zu schaffen.

Viele Herausforderungen wie diese waren unvorhersehbar. Andere hätten wir vermutlich besser abschätzen können. Am Ende lernt man am besten aus Fehlern. Aber auch der Austausch über die persönlichen Schwierigkeiten während der Pandemie hat uns zusammengeschweißt. Die Motivation, die dieses Team hatte, ist unvergleichbar mit allem, was ich bisher kannte. Welche JournalistInnen arbeiten schon zwei Jahre an einer Recherche, die mit Gehältern für drei Monate gefördert wurde?

Das zeigt aber ebenso die Problematik. Es muss sich noch viel ändern. Investigative Arbeit sollte nicht nur festangestellten JournalistInnen vorbehalten sein. Dafür braucht es einen Ausbau der Förderung für Kollektive und freie JournalistInnen. Sie sollten auch bei Preisverleihungen besonders berücksichtigt werden. Denn die Risiken bei Recherchen wie dieser sind riesig und sie werden allein von uns JournalistInnen getragen. Das wird leider oft vergessen.



Dollern, Hauptstraße



Dollern, Hauptstraße



Lübeck–Groß Grönu, Hauptstraße



Lübeck–Groß Grönu, Hauptstraße



Krummendieck, Hauptstraße



Krummendieck, Hauptstraße



Haseldorf, Hauptstraße



Haseldorf, Hauptstraße

Guglhupf bei Lilo

Liselotte Klein im Gespräch mit
Bernadett Kis, Cindy Hennes, Boglárka Pecze und Johanna Benz

19. September 2022. Die Queen wird beerdigt und im Appartement von Frau Klein in der Seniorenresidenz Tertianum, gleich hinterm KaDeWe, bleibt der Fernseher aus. Dafür steht ein köstlicher Guglhupf nach französischer Art auf dem Tisch. – Ortstermin in Berlin bei Frau Dr. Lieselotte, genannt „Lilo“, Klein, 88 Jahre alt. 36 Jahre lebte sie in Brüssel, arbeitete dort lange als Volkswirtin bei der EU-Kommission. Nach ihrer Pensionierung zog sie nach Berlin. Das Treffen, das heute in ihrer Wohnung stattfindet, ist ein Ereignis, dem freier Lauf gewährt werden sollte, wenn man zum Kern der Frage vordringen möchte: Was verbindet junge und alte Menschen, die nicht nur die Leidenschaft für Musik teilen, sondern die darüberhinaus etwas ganz Besonderes gemeinsam haben? Lieselotte Klein ist als Gründerin einer Stiftung Mäzenin. Sie hat in den vergangenen Jahrzehnten etwa 40 junge Musikerinnen und Musiker unterstützt. Erst durch Stipendien, in den vergangenen Jahren aber mehr und mehr durch die Förderung von einzelnen Projekten. Lilo Klein pflegt regelmäßig Kontakt zu ihren aktuellen und ehemaligen Schützlingen. Zuerst durch persönlichen Austausch bei Seminaren, Symposien, Kulturereignissen. Jetzt, im hohen Alter, verständigt man sich eher brieflich und telefonisch. Aber gelegentlich klopft die Eine oder der Andere bei ihr in Berlin an die Tür. Wie eben.

Lieselotte: Wir haben uns alle bei der Toepfer-Stiftung kennengelernt. Jede auf ihre Weise. Ich werde oft zu Begegnungen auf Gut Siggen eingeladen. Und da habe ich auch diese vier Künstlerinnen kennengelernt.

Die Runde, die sich heute zum Kaffeeklatsch bei ihr trifft, kommt so das erste Mal zusammen. Nach und nach erscheinen sie am Kaffeetisch: Die Klarinetistin und Kulturmanagerin Boglárka Pecze aus Hamburg, die Bratschistin und Kinderkonzertveranstalterin Bernadett Kis aus Wandlitz bei Berlin – wie Boglárka gebürtige Ungarin. Sie bringt ihr neugeborenes Töchterchen Luisa mit. Die belgische Popmusikerin und Künstlerin Cindy Hennes aus Hamburg, und später kommt die Zeichnerin Johanna Benz aus Leipzig dazu.

Es ist meine erste Begegnung mit einer Mäzenin. Bisher liefen mir nur wohlhabende Musikfreunde über den Weg, die Künstler nach ihren öffentlichen Auftritten gerne zu Hauskonzerten einluden. Nicht selten zur eigenen Erbauung und Erhebung.

Kein Vergleich zu dem, was in den nächsten drei Stunden bei Lilo Klein passiert. Solch offene Gespräche, mit Witz, Verstand und Freundlichkeit, sind Sternstunden der Konversation, die einem den Weg weisen können: So kann es sein. So soll es sein. – Die Tonart legt Lieselotte Klein schon bei der Begrüßung vor: „Guten Tag, Frau Klein. Wir verpassen heute die Beerdigung der Queen.“ – „Macht nichts. Die lebt jetzt fröhlich in ihrem Sarg und denkt sich: ‚Macht ihr mal!‘“

Natürlich interessieren mich zuallererst zwei Fragen: Wie kann sich so eine leidenschaftliche und tatkräftige Haltung zur Musik, zu Künstlerinnen und Künstlern und überhaupt zum Leben im Lauf der Zeit entwickeln? Und: Wie wird man Stifterin?

Lieselotte: Stifterin wird man, weil man Geld geerbt hat oder weil man sein Geld nicht ausgegeben hat, weil man's nicht gebraucht hat. Ich war nie verheiratet und habe keine Kinder. Und ich bin sehr musikkaffin. Als junges Mädchen sollte ich Pianistin werden und bin es, Gott sei Dank, nicht geworden. Das wäre eine Katastrophe gewesen.

Für wen?

Lieselotte: Für mich. Mein Vater hat mir gesagt: „Mit 65 Jahren unbegabte Fünfjährige unterrichten, ist kein Vergnügen.“ Mein Vater war Kaufmann, im Rheinland. Er war sehr musikalisch und wir machten zu Hause viel Musik. Meine Mutter sah mich bereits blumenüberströmt in der Carnegie Hall und fand das ganz toll. Und mein Vater sagte: „Nee, du. Du bist sehr musikalisch. Du spielst wunderbar Klavier, aber Mozart bist nicht. Und wenn du das nicht bist, lohnt's sich nicht. Aber: Du darfst machen, was du willst. Ich sag dir nur meine Bedenken.“

Lieselotte Klein wuchs also in einer Familie auf, in der die klassische Musik zum Leben gehörte wie das tägliche Brot. Ihren Eltern, sagt sie, verdanke sie, dass sie sich so freizügig und selbständig entwickeln konnte. Das stärkte das Selbstbewusstsein ungemein. Und so vergaß sie das Klavier dreißig Jahre lang. Studierte Volkswirtschaft. Reiste. Protestierte gegen die Wiederaufrüstung. Genoss das Leben. Promovierte. Arbeitete bei der EU-Kommission in Brüssel als Volkswirtin, aber auch als Pressesprecherin, u.a. für Lord Dahrendorf.

Privat lud sie Musikerinnen und Musiker zu Hauskonzerten ein. Gespielt wurde Klassik, zeitgenössische Musik und Avantgarde. Gagen gab es nicht, aber reichlich Spenden der Besucher. In der Brüsseler Kulturszene sprach sich das sehr schnell herum.

Inzwischen sind Boglárka, Cindy und Bernadette mit der kleinen Luisa eingetroffen.

Lieselotte: Ganz großes Zwischenwort: Ich muss allen Beteiligten ganz herzlich danken, dass ihr euch die Mühe gemacht habt, hierher zu kommen. Mir erleichtert das das Leben gewaltig. Ich muss nicht in den Zug steigen.

Kannten Sie Lilos Geschichte schon?

Cindy: Größtenteils, aber es kommen immer neue Details heraus.

Boglárka: Energie hat sie genug.

Nimmt Sie diese Energie mit?

Boglárka: Sie nimmt mit. Ich habe diese Energie auch in mir. Ich glaube, dass es deshalb zwischen uns auch von Anfang an gut gepasst hat.

Und bei Ihnen, Cindy?

Cindy: Ich kenne sie erst seit letztem Jahr, aber es kommt mir vor wie immer.

Bernadett, was machen Sie?

Bernadett: Ursprünglich bin ich Bratschistin, aber ich habe mich selbständig gemacht und auf Kinderkonzerte mit Puppen spezialisiert. Die Puppen unterstützen die Musik. Alles, was die Puppen – in der Art von Muppetspuppen – machen, dreht sich um die Musik. Sie sind Unwissende und platzen aus unterschiedlichen Gründen ins Konzertgeschehen mit echten Musikern. Erst einmal fängt alles ganz normal an. Irgendwann kommt entweder ein Esel dazu, der seine Karottenlieferung zur falschen Tür reinbringt, oder ein Außerirdischer kommt von oben, der wieder etwas anderes will. Durch die Puppen erlebt das Publikum, was es da zu ergründen gibt. Ich werde eher für junge Menschen gebucht, aber eigentlich wollte ich das für Erwachsene machen. Die Deutsche Oper hat uns einmal gebucht für eine Erwachsenenvorstellung. Das war super!

Lieselotte: Ich möchte von einer ganz kleinen Szene erzählen. Ich war auf einem Hauskonzert mit jungen Eltern und ihren Kindern. Die Kinder saßen alle auf dem Fußboden. „Wir spielen jetzt die Goldberg-Variationen.“ Mit Klarinette, Geige, Bratsche. Erst haben sie erzählt, was die Goldberg-Variationen sind und dass der Komponist schon längst tot ist und Bach heißt. Als sie zu spielen anfangen, kam so eine kleine Puppe rein: „Darf ich auch mal!“ Dann spontan ein kleiner Junge aus dem Publikum: „Ich möchte auch!“

Und plötzlich kamen immer mehr Kinder dazu. Dazwischen immer wieder Puppen. Und plötzlich stand ein kleiner Junge auf, nahm sich ein kleines Mädchen – und die beiden tanzten. Zu den Goldberg-Variationen! Das war so hinreißend! Ich werde das nie vergessen.

Und wie haben Sie Bernadett unterstützt?

Lieselotte: Eine Puppe habe ich heftig unterstützt – mit Geld.

Bernadett: Du hast auch Aufführungen gefördert oder die Webseite.

Lieselotte: Ja, Kis I, Kis II, Kis III hab ich in meiner Akte.

Gehen Sie auf die Künstler und Künstlerinnen zu?

Lieselotte: Ich erfahre, was sie vorhaben, gehe auf die Künstler zu und sage: „Du brauchst doch Geld dafür?“ – „Wär schon ganz schön.“ – Und dann rechnen wir das durch. Das möchte ich schon genau wissen.

Wie war's bei Ihnen, Boglárka?

Boglárka: Wir haben uns nicht auf einem Seminar kennengelernt, sondern als ich mein Stipendiumsgespräch für die Toepfer Stiftung hatte. Die hatten ein Programm für Masterstudenten und Lilo war in der Jury. Ich werde das

nie vergessen. Ich glaube, spielen musste man gar nicht, nur reden.

Hatten Sie Angst?

Boglárka: Nein, Angst hatte ich nicht. Vorher musste man etwas über sein künstlerisches Konzept schreiben und das sollte man im Gespräch verteidigen. Das hat ganz gut geklappt. Als ich raus bin, kam mir Lilo nachgelaufen und hat mir ihre Visitenkarte gegeben. Ich sollte sie sofort – sofort! – zurückrufen. Sie wollte mich für ein Konzert buchen, weil sie mich einfach hemmungslos frech fand. (Großes Gelächter in der Runde)

Waren Sie das?

Boglárka: Ich war hemmungslos frech und das hat gereicht – wahrscheinlich.

Was ist das: Hemmungslos frech sein?

Lieselotte: Sie wusste, was sie wollte.

Das scheint ja bei allen hier der Fall zu sein.

Lieselotte: Es war die Persönlichkeit, die mich interessierte.

Cindy, wo haben Sie sich kennengelernt?

Cindy: In Siggen. Zu einer sehr stillen Zeit.

Lieselotte: Das war diese Künstlerwoche?

Cindy: Richtig. Während der Pandemie hat die Toepfer Stiftung Musikerinnen oder Künstlerinnen wie Johanna und mir einen Raum gegeben. Man wollte uns ermöglichen, irgendwo ANDERS zu arbeiten. Man musste an kleinen separaten Tischchen alleine essen und natürlich mit Maske herumlaufen. Und um acht waren alle im Bett. Außer Lilo und mir. Wir beide sind allein im Kaminzimmer sitzengeblieben. Und dann hast du gesagt: „Wollen wir eine Flasche Wein totmachen?“ (Gelächter) Ich hab mich über die Gesellschaft gefreut.

So kommt man gut ins Gespräch. Übers Leben oder über die Musik.

Lieselotte: Ich hatte noch nie eine Popmusikerin kennengelernt. Das war für mich völliges Neuland. Und dann wollte ich natürlich wissen, wie man das macht. Und das hat sie mir am nächsten Tag alles gezeigt in ihrem Studio. Jetzt erzähl du weiter!

Haben Sie gemerkt, dass sie begeistert war?

Cindy: Also, ich musste ja erstmal verstehen, aus welcher Welt sie kam. Weil ich ihre Welt nicht so durchdrang. Für mich war es normal, dass man

weiß, wie man mit dem Computer Gesangsaufnahmen macht und die Gesangsspur bearbeitet. Das ist eigentlich schon die Produktion, wenn man ein gutes Mikrofon hat und einen guten Vorverstärker. Also, es war für uns beide interessant.

Seit wann sind Sie Solokünstlerin?

Cindy: Das bin ich seit 2005. In der Zeit, als wir uns trafen, hab ich für mein Projekt Pixie Paris getextet und sollte dann die Texte einsingen. Ich habe Lilo gezeigt, wie ich das mache.

Bedienen Sie ein internationales Publikum? Kämpfen Sie um Öffentlichkeit?

Cindy: Nein, ich kämpfe nicht um Öffentlichkeit. Mein Leben ist eher so wie ein Karussell. Einerseits mache ich Musik, das heißt, ich schreibe Texte, auch für andere Popkünstler. Dann stelle ich Musikvideos her und habe ein Atelier, in dem ich meine Bilder mache – ich ziehe Striche. Diese drei Bereiche wechseln sich in meinem Leben ab. Ich verdiene mein Geld nicht durchs Live spielen, sondern durch das Komponieren von Liedern und das Produzieren von Bildern und Videos.

Lieselotte: Können Sie sich vorstellen, wie interessant das für mich war, wenn man keine Ahnung hat!

Wenn ich etwas von Ihnen sehen/hören wollte...

Cindy: ... dann müssen Sie auf YouTube oder Spotify gehen. Unter dem Namen Pixie Paris finden Sie meine Popmusik und die entsprechenden Musikvideos. Ich arbeite gerne mit Tänzern und Tänzerinnen, wie Sie feststellen werden. Ich selbst tanze leider nicht.

Sie haben sich also bei der Stiftung kennengelernt.

Lieselotte: Und ich hab sie noch nicht unterstützt!

Aber Sie wurden unterstützt, Boglárka?

Boglárka: Das war so direkt indirekt. Also, das erste Mal, als diese „hemungslose Frechheit“ über die Bühne ging.

Lieselotte: Das Klavier hab ich mal gemietet, für ein Jahr.

Boglárka: Genau, da hast du meine damalige Pianistin unterstützt. Und ich durfte immer nach Berlin kommen und bei dir übernachten. Ich war auch sehr oft da. Und wir haben einige Flaschen Wein getrunken. (Gelächter)

Sie sind also eine klassische Musikerin.

Boglárka: Ich weiß nicht, wie man mich gerade bezeichnen sollte.
Wie bezeichnen Sie sich selbst?

Boglárka: Als Freigeist. Ich war jetzt zwölf Jahre nur auf der Bühne tätig, offiziell. Und inoffiziell auch hinter der Bühne. Jetzt bin ich Geschäftsführerin eines Ensembles, in dem ich aber nicht mitspiele. Das Ensemble ist in Deutschland sehr berühmt, hat eine große Tradition. Auf der Klarinette bin ich in dieser Saison als Solistin unterwegs.

Bernadett, kamen Sie Lieselotte auch über die „Frechheit“ näher?

Bernadett: Diese Frechheit – die sieht die Lilo auch bei den Puppen. Dass die jederzeit sagen dürfen, was Erwachsene so nicht sagen würden. Kinder sind da ähnlich frech. Als Lilo bei uns zu Besuch war, hat meine Vierjährige ihre Hand genommen und gefragt: „Warum ist deine Hand so schrumpelig?“ Mir war das peinlich. Für meine Tochter war es die erste Begegnung mit einer wirklich älteren Frau. Lilo fand das toll und hat die Frage beantwortet. Freiheit und Frechheit – das gehört bei Künstlern und Kindern zusammen.

Lieselotte: Ich hab vergangene Nacht dran gedacht, ob man hier im Haus nicht mal die Puppen tanzen lassen könnte.

Bernadett: Ich suche ständig Räume für meine Kinderkonzerte, die auch ohne Puppen stattfinden. In Berlin ist ja nichts bezahlbar. Ich find's blöd,

dass Altersheime so große Cafeterien haben oder Salons und sie so wenig für Kunst öffnen. Viele ältere Menschen würden so gerne kleine Kinder da rumlaufen sehen. Ich find das ein großes Problem der Gesellschaft, dass die Kleinen wenig mit älteren Menschen in Kontakt kommen, außerhalb der Familie.

Sie sind von Haus aus Bratschistin.

Bernadett: Ich war im Konzerthaus-Orchester ein Jahr lang stellvertretende Solo-Bratschistin.

Dann haben Sie aufgehört?

Bernadett: Ich habe mir gesagt: Das gleiche Geld kann ich auch mit Musik verdienen, die mir durch und durch Spaß macht. Jetzt mach ich nur Sachen, auf die ich musikalisch Lust habe, ab Oktober drei Monate Kinderkonzerte. Als Aushilfe stehe ich dem Orchester gerne mal zur Verfügung.

Boglárka: Ich habe auch in einem Orchester gespielt, genau eine Saison. Mit zweiundzwanzig habe ich mich dann aber selbständig gemacht und gekündigt. Damals habe ich gesagt: Ich halte das in der Form nicht ein ganzes Leben lang aus!

Das ist ja heutzutage eine mutige Entscheidung.

Boglárka: Ja, aber wir leben nur einmal. Ich nehme lieber ein finanzielles Risiko in Kauf, sogar ein existentielles Risiko. Aber, soll man sich das ganze Leben lang mit irgendetwas für sich selbst Mittelmäßigem – und das ist jetzt keine Aussage gegenüber dem Orchester als Institution! –, soll man sich damit zufriedengeben?

Warum geben sich so viele Künstler damit zufrieden?

Boglárka: Sie sind nicht frech, nicht mutig genug.

Bernadett: Was ich mir da anhören musste! Ob man wahnsinnig sei, wegzugehen. Diese Idee von existentieller Sicherheit – die gibt's bei Musikern in Ungarn so nicht. Man wird Musiker und nimmt in Kauf, dass ein kreativer Beruf seine Hochs und Tiefs hat. Ich glaube, viele Menschen können Unsicherheit einfach nicht aushalten, sind nicht mutig genug, um das zu machen, wofür sie glühen.

Und schon wieder sind wir bei dieser Frechheit.

Cindy: Frechsein bedeutet nicht unbedingt, jemanden zu beleidigen. Man kann ja sagen, was man denkt, und keine Angst dabei haben.

Das ist ja auch eine Frage der Tonart.

Lieselotte: Immer, wenn ich was zu sagen hab, dann sag ich die Wahrheit.

Cindy: Ich finde es bemerkenswert, wie Lilo ist. Sie schreitet immer noch mit solch einer Stärke voran und lässt sich von nichts und niemandem die Butter vom Brot nehmen. Sie ist eine Freundin. Und sie ist jemand, die viel mehr Erfahrung hat als wir und dabei immer noch so neugierig ist wie ein kleines Kind. Ich finde es wundervoll, mit ihr Zeit zu verbringen, auch wenn sie im Kino beim Filmbeginn schon das Ende verrät. (lacht)

Lieselotte: Ich lerne ja von den jungen Leuten wahnsinnig viel: Wie man das Leben angeht, wie man etwas Neues probiert. Was die alles machen! Künste, die ich gar nicht kenne! Und die lernen von mir, weil sie meine Lebenserfahrung schätzen. Die hab ich nun mal.

Cindy: Und du hast Humor.

Bernadett: Ich hab keine Oma schön altwerden sehen. Auch nicht in meinem Bekanntenkreis. Viele sind krank und klapprig. So wie Lilo möchte ich bitte auch alt werden. Diese Einstellung, wie sie zu ihrem Alter steht! Wenn ich Lilo anrufe, erzählt sie, ihr tut etwas weh oder dass sie nicht mehr rausgeht. Wie sie jedes Jahr ein bisschen weniger unterwegs ist und weniger vom Leben mitnimmt und wie sie damit umgeht. Ich kenne wirklich keinen Menschen, der so mit dem Alter umgeht wie sie.

Boglárka: Frechsein trifft vielleicht Lilos Charakter nicht ganz richtig, sondern dass sie an den entscheidenden Stellen des Lebens den Mut hat, etwas zu ändern.

Jetzt kommt die Fünfte im Bunde dazu.

Johanna: Johanna Benz heiß ich. Lilo und ich haben uns kennengelernt, da hatte ich auch so ein dickes Blatt mit. Und ich würde einfach gerne zuzuhören. Und dabei mach ich so ein paar Zeichnungen.

Wie haben Sie beide sich kennengelernt?

Johanna: Ja, Lieselotte, als wir uns kennenlernten – das ist schon 50 Jahre her (Gelächter). Ich wusste: Das ist Liebe auf den ersten Blick. Aber, erzähl du!

Lieselotte: Das war auf einer Tagung, etwa vor drei Jahren, auf Gut Siggen, die dauerte eine ganze Woche. Und die war ganz toll. Es ging um Krieg und Frieden. Zur Tagung war auch Johanna eingeladen. Sie hat die Tagung Karikaturen zeichnend begleitet und das hervorragend gemacht.

Johanna: Danke.

Lieselotte: Jeden Tag wurden ihre Zeichnungen ausgehängt und wir standen alle davor und staunten. – Ich schreibe ja immer zu Weihnachten einen

Rundbrief an meine Freunde, postkartengroß, mit einer freien Seite. Und Johanna hat diese Seite wunderbar illustriert. Jedenfalls lernten wir uns auf dieser Tagung kennen und daraus entstand eine Freundschaft.

Ich muss doch mal kurz an einen Satz anknüpfen, den Bernadett vorhin geäußert hat. Sie sagte, sie kenne keinen Menschen, der so wahrhaftig mit dem Alter umgehe wie Sie. Kann Lebensfreude und Kommunikation mit wohlgesonnenen Menschen die Angst vorm Altern mindern?

Lieselotte: Das hilft mir sehr, aber ich kann nicht verhindern, dass ich körperlich unfähig werde.

Aber Sie können es verzögern?

Lieselotte: Ja. Das tue ich schon 88 Jahre lang. (Großes Gelächter)

Auf Ihrem morgendlichen Laufband laufen Sie ja den drohenden Versteifungen täglich davon. Und lesen dabei sogar noch.

Lieselotte: 25 Minuten Laufband, 25 Minuten Fahrrad. Ich hab in meinem Leben sehr viele Fahrradtouren gemacht. Einmal bin ich sogar von St. Petersburg bis Moskau gefahren. Dürfte so fünfzehn Jahre her sein.

Johanna: Und es gibt auch wundervolle Gedichte von ihr. Als wir uns

kennengelernt haben, hat Lilo Gedichte geschrieben. Da war ich baff. Weiß nicht, ob du das immer noch machst.

Lieselotte: Einige hab ich verloren, aber was ich noch hatte, habe ich gesammelt. Da mache ich jetzt einen Gedichtband draus und lasse ihn binden. Aus den Ferien hab ich meinen Freunden immer ein Gedicht geschickt. Das durfte nicht länger sein als eine halbe Postkarte. Moment mal. Von einer Fußwanderung durch die Alpen. Geht genau auf eine halbe Postkarte:

„Vom Bodensee bis nach Meran,
nur vierzehn Tage setzt‘ ich an.
Doch erst am siebten geht es wohl,
in Brandach, Komma, in Tirol.
Hier sind die Füße nicht mehr wund
und Morgenstund hat Gold im Mund.
Um sechs Uhr früh geht’s rauf ins Eis,
acht Stunden Weg – die kosten Schweiß.
Gefahren lauern in den Spalten –
hab keine Angst, lass Gott nur walten.
Denn schlägt der weiße Tod auch zu,
so schlägt er doch zur ew‘gen Ruh.
Ein einsam‘ Kreuz im ew‘gen Eise:
„Hier endet Lieselottes Reise‘.“

Eigentlich wäre das ein wunderbares Schlusswort für dieses besondere Kaffeekränzchen. Wenn da nicht plötzlich noch unerwartete Worte aus den jungen Künstlerinnen hervorsprudeln würden, über Lieselotte Klein, ihre Mäzenin. Sie zeigen, dass neben den hilfreichen Förderungen durch die Stifterin noch andere, tiefere seelische Gemeinsamkeiten die Freundschaft begründen. Von Sehnsucht nach Autonomie, nach Beharren auf den eigenen, nicht nur künstlerischen Leidenschaften ist die Rede, von Frechheit und Mut, die eigenen Ideen zu verteidigen, von Neugierde, ungewöhnliche Wege zu erkunden und von Lebensfreude.

Cindy: Ich würde gern noch einmal erwähnen, dass es mir wichtig ist, dass Lilo 36 Jahre in Brüssel gelebt hat. Ich bin Belgierin. Und wir teilen eine gemeinsame Liebe für Schokolade, für Fritten, für belgisches Essen, für die Saucen und Schweinereien und natürlich für den Wein. Dieses Savoir Vivre, das beherrscht sie – sie hat so etwas Belgisches an sich. Und das find ich schön.

Johanna: Wir sind alle mit einer ähnlichen Mission hierhergekommen. Das haben wir gerade festgestellt. Dass wir uns nicht zum „Besuch einer alten Dame“ hier treffen, sondern einfach fünf Ladies sind, die – ja, vielleicht den gemeinsamen Humor teilen. Also, ich frage mich, warum wir so eine gemeinsame Ebene miteinander teilen. Cindy kann das immer sehr gut beschreiben, die ist Popstar. (Gelächter)

Cindy: Damit du weitermalen kannst, ich weiß. Natürlich haben wir über unsere Berufe gesprochen und auch darüber, wie wir uns kennengelernt haben. Ich sehe ja Boglárka und Bernadette jetzt auch zum ersten Mal. Und man spürt direkt eine Sympathie füreinander. Und dass das etwas ist, das Lilo in uns motiviert, dass man auf einer gleichen Energieebene unterwegs ist, obwohl wir uns vorher zum großen Teil gar nicht kannten.

Johanna: Dürfte ich noch was fragen? Mich würde interessieren, ob das irgendetwas an der Freundschaft verändert, wenn man so gefördert wird? Habt ihr darüber offen gesprochen?

Lieselotte: Also, mich hat das nie gestört. Ich war die Geldgeberin. Ich fand das nicht erniedrigend für den anderen, überhaupt nicht. Ich fand das selbstverständlich, normal für eine Stifterin.

Boglárka: Es ging ja auch nicht um Geld für den persönlichen Lebensunterhalt, sondern es war immer für Projekte. Das war überhaupt kein Problem.

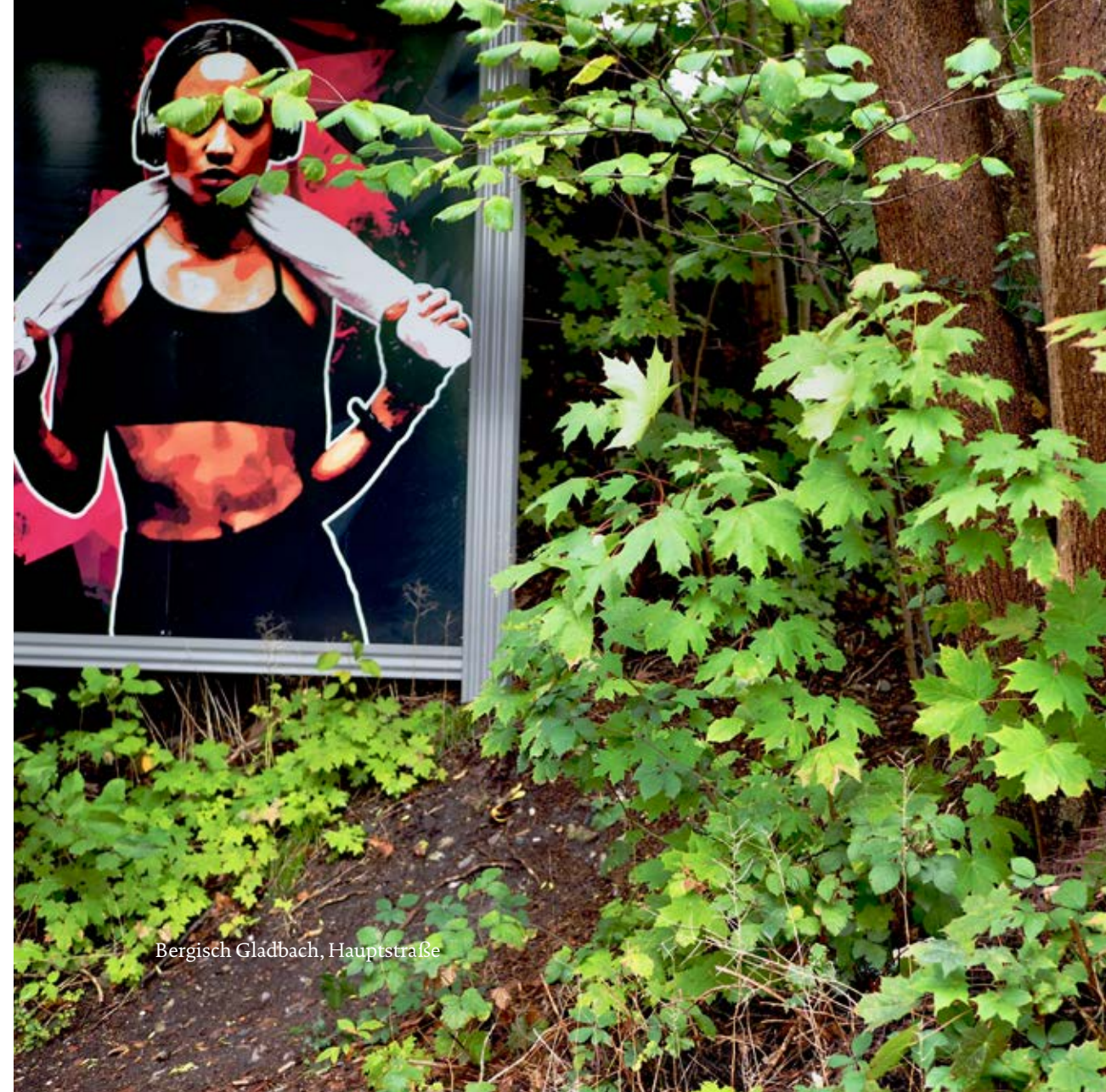
Bernadett: Für mich war es komisch. Ich konnte mich selbst als Privatperson nicht so einfach von meinen Projekten trennen. Also, das war auch eine Investition in meine Person. Das fand ich schon sehr herausfordernd. Lilo immer: „Komm, du brauchst doch Geld! Ich zahl dir die Puppe, die Außerirdische und die neue Außerirdische!“ Oder in der Coronazeit hat sie dreimal angerufen: „Hast du nicht ein Projekt? Ich hab noch Geld übrig!“ Da dachte

ich: „Das gibt’s doch nicht!“ Meine Mutter hat nie so viel in mich investiert oder an mich geglaubt wie Lilo.

Lieselotte: Bernadett hatte eine Idee: Sie hat fünf Empfänger von Subventionen aus meiner Stiftung zusammengebracht, und sie haben ein Video gemacht und es mir zum Muttertag geschickt. Weil ich so eine Ersatzmutter oder sowas für sie sei. Und das war so hinreißend! Ich hätte fast geweint, als ich den Film angeguckt habe. Einer hat Klavier gespielt, die Zweite die Puppe vorgeführt und ich weiß nicht, was alles. Ich war zutiefst gerührt.

Dem sollten wir jetzt nichts mehr hinzufügen. Herzlichen Dank an Sie alle. Und jetzt machen wir noch ein Gruppenfoto.

Lieselotte: Ich muss unbedingt meine Haare kämmen.





Wrist, Hauptstraße



Wrist, Hauptstraße



Hechthausen, Hauptstraße



Hechthausen, Hauptstraße



Himmelpforten, Hauptstraße



Himmelpforten, Hauptstraße



Hemmoor, Hauptstraße



Hemmoor, Hauptstraße

Eine hoffnungsvolle Vorstellung

Der musikalische Lieferdienst MUSIKANDO

Was für eine wunderschöne und hoffnungsvolle Vorstellung: Das Konzert kommt zum Publikum. Nicht umgekehrt. Das, was während der Pandemie in Hamburg, dank der Förderung verschiedener Stiftungen und unter Beteiligung der Elbphilharmonie, zu einer klugen, ja gewitzten Gründung eines musikalischen Lieferdienstes führte, dem Musikbringservice MUSIKANDO, das könnte unabhängig von Infektionslagen bundesweit Vorbild dafür sein, wie man Menschen mit Schwellenängsten vor dem Betreten von Musentempeln mit Schönheit und Vielfalt der Musik vertraut macht. Das Hamburger Projekt, mit dem Musiker und Musikerinnen – unter ihnen auch die Akkordeonistin Lydia Schmidl – Kurzkonzerte vor Senioren- und Pflegeeinrichtungen veranstalteten, fand ein breites, zustimmendes Echo in den Medien. Zwischen Januar und Juni 2021 fanden rund 300 Kurzkonzerte als „Balkonzerte“ oder in Innenhöfen statt, von Klassik bis Jazz. Dann verlor sich die Initiative im Irgendwo der Lockerungen von Pandemiemaßnahmen.

Nun gut, wenn ich Sonntagmorgen an meinem fränkischen Frühstückstisch sitze, höre ich vom nahegelegenen Seniorenheim vertraute Klänge von Blasmusik herüberwehen. „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein ...“. Jeden Sonntagvormittag findet sich dort in den wärmeren Jahreszeiten eine Blaskapelle aus dem Landkreis zum Standkonzert ein. Das ist lobenswert, aber auf die Dauer ziemlich monoton. Ich glaube fest daran, dass viele Menschen, egal ob jung oder alt, weit offener sind für freundlich präsentierte neue Klänge, als ihnen das Repertoire der örtlichen Musikkapellen bieten kann oder im Sinne von „Das wird immer wieder gern gehört“ zutraut.

Um das zu ändern, bräuchte es Musiker von nahegelegenen Musikschulen, Theatern oder Orchestern, die bereit wären, bisher ungewöhnliche Wege zu beschreiten – und sei es für ein wöchentliches halbes Stündchen. Aber gibt es diese Kapazitäten überhaupt? Wer bezahlte solche Experimente? Und: Gibt es genügend Künstler, die sich aus ihren gewohnten Klangräumen in die Niederungen der Ebenen begeben wollten? Auf jeden Fall müssten es Menschen sein, die mit Freude und Leidenschaft auf neuen Pfaden wandeln und nicht nur, weil Kulturmanager neue Strategien auf der Suche nach dem Publikum von gestern oder morgen in die Welt setzen.

Die Hamburger Akkordeonistin Lydia Schmidl – eine erfolgreiche Musikerin, die in bedeutenden Sälen wie der Elbphilharmonie, der Glocke Bremen, dem Nationaltheater Costa Ricas oder dem Konzerthaus Berlin gespielt und mit ihrem Duo zwei CDs veröffentlicht hat – äußerte in einem Text über ihre Erfahrungen mit MUSIKANDO ein paar bemerkenswerte Gedanken: „MUSIKANDO soll eine Abwechslung in einem im wahrsten Sinne eintönigen Alltag schaffen und etwas mehr Schönheit und Freude bringen. Sicherlich sind unsere Minikonzerte nur ein sehr kleiner Beitrag, jedoch ist das gesamte Projekt mehr als ein Tropfen auf dem heißen Stein. Das konnten wir hautnah erleben, als wir in unseren Aufwärmphasen mit der engagierten Leiterin eines Wohnheims sprachen. Sie brachte uns eine enorme Wertschätzung entgegen und nannte unsere Arbeit ‚unbezahlbar‘.“

Frau Schmidl, sind Ihre Erfahrungen, die Sie damals bei diesen Minikonzerten machten, ganz anders als das, was Ihnen im normalen Konzertbetrieb widerfährt?

Lydia Schmidl: Der Kontakt ist ein anderer. Das, was ich beschrieben habe, diese emotionale Nähe, ist bei den Balkonkonzerten sehr schön entstanden. Da hatte man eben das Gefühl, mit dem Publikum anders interagieren zu können als sonst. Und man spürte diese Dankbarkeit, wie froh die Leute waren, dass man wirklich zu ihnen gekommen ist.

Womit haben Sie Ihr Publikum denn damals erfreut?

Mit einem sehr vielfältigen Programm. Da waren Opernarien dabei und klassische Stücke. Man versucht aber natürlich, die Menschen auch bei ihren eigenen Wünschen abzuholen und mal ein Seemannslied zu spielen oder ein bekanntes Volkslied. Ich glaube, die Mischung ist wichtig. Man darf die Leute nicht so abstempeln, nach dem Motto „Jetzt spielen wir nur noch, was sie kennen und das war’s.“ Aber ich kann, wenn ich in einem Seniorenheim spiele, nicht erwarten, dass mir eine Vielzahl von typischen Konzertgängern gegenüber sitzt. Wichtig ist nicht zuletzt die Moderation, dass man die Menschen persönlich anspricht und eine Verbindung aufbaut.

Was die Suche nach dem Publikum von morgen betrifft: Kennen Sie gute Projekte?

Die Elbphilharmonie in Hamburg bietet natürlich gute Möglichkeiten, weil allein schon das Gebäude sehr spannend ist und dadurch viele Leute motiviert werden, ins Konzert zu gehen, manche auch, weil sie einfach den Saal sehen wollen. Schulklassen werden eingeladen und es werden Instrumente vorgestellt. Ich glaube, das ist eine große Chance.

Kommen Ensembles, die dort auftreten, auch mehr in die Stadtteile und in die Schulen als früher?

Auch in Hamburg gibt es ja das „Jeki“-Programm, „Jedem Kind ein Instrument“, gefördert durch Stadt und Stiftungen. Eine Stiftung hat uns auch schon mal als Duo eingeladen vor Schulklassen zu spielen. Das fand ich toll, dass Kinder, die Instrumente lernen, auch mal ein Konzert mit professionellen Musikern erleben können.

Wenn Sie in Ihren normalen Konzerten neunzig Minuten konzentriert spielen, haben Sie dann danach noch die Kraft, sich mit dem Publikum zusammenzusetzen?

Also, ich find's sehr schön. Ich mag diesen Austausch. Klar, da kann auch mal jemand kommen, mit dem man das nicht unbedingt machen möchte, aber grundsätzlich lernt man als Musiker viel aus Rückmeldungen. Wie hat das Publikum diese Musik erlebt? Was fand es besonders berührend? So entwickeln wir ja auch unsere Konzertprogramme immer weiter.

Sie sind seit kurzem Lehrerin an der Staatlichen Jugendmusikschule in Hamburg. Können Sie dort auch Begeisterung für Ihr, sagen wir mal: nicht ganz so im Fokus der Aufmerksamkeit stehendes Instrument – das Akkordeon – wecken?

Auf jeden Fall. Die Schüler und ihre Eltern kommen auch häufiger zu den Konzerten, wenn die in Hamburg stattfinden. Das ist schon noch einmal eine Zusatz-Motivation für die Schüler, wenn ihre Lehrerin aktiv im Konzertleben steht.

Es gibt noch einen weiteren bemerkenswerten Satz, der in Ihrem Text über MUSIKANDO zu finden ist. „Warum sind wir eigentlich Musiker? Für uns steht Kommunikation, emotionaler und geistiger Austausch mit den Menschen ganz weit oben. Dazu nutzen wir eine Kunst, die über die Sprache hinausreicht. . . . Die Freude über den persönlichen Kontakt zu den Menschen ist eine wichtige Basis für unsere Arbeit.“ - Solche Leitsätze höre ich unter professionellen Musikern und Musikerinnen eher selten, einen leicht elitären Umgangston schon häufiger. Wie kommt dieser Satz in Ihre Welt?

Das ist auch eine Typfrage, ganz klar. Man muss dafür eine Offenheit haben. Ich bin im Erzgebirge aufgewachsen und bin auch nicht durch die Hochkultur zur Musik gekommen, sondern durch die Hausmusik. Mein Opa war sehr musikalisch. Er kam aus Böhmen und hatte zuhause mehrere diatonische Harmonikas. Er konnte keine Noten lesen und hat nur nach Gehör

gespielt, Volksmusik und sämtliche Schlager. Er wurde zu jeder Hochzeit eingeladen und war ein lebensfroher Mensch. Und meine Oma war Köchin, die hat gekocht bis zum Umfallen. Dann wurde zusammen gesungen. Das hab ich immer als schön empfunden, weil alles so selbstverständlich war. Mein Vater, mein Onkel, meine Schwester, mein Cousin, spielen auch Akkordeon – das ist wirklich so in der Familie drin. Ehrlich gesagt, wusste ich als Kind eigentlich gar nicht, dass es noch viele andere Instrumente gibt.

Empfinden Sie heute eine Mission als wesentliche Motivation Ihres Musizierens?

Als meine Mission verstehe ich, Menschen die Musik nahezubringen und sie für das Akkordeon zu begeistern. Und auf der anderen Seite: Wir – Jorge Paz Verastegui und ich – pflegen ja mit unserem Duo eine sehr ungewöhnliche Verbindung zweier Instrumente: Akkordeon und Gitarre. Seit zehn Jahren schaffen wir ein Repertoire für diese Besetzung. Unser jüngstes Projekt ist eine CD-Aufnahme mit dem Württembergischen Kammerorchester – alles Doppelkonzerte, die für uns komponiert wurden. Das gab es früher noch gar nicht. Auch das ist eine Mission: Unsere Zusammenarbeit mit Komponisten zeitgenössischer Musik, seien sie renommiert oder am Anfang ihrer Karriere.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie mit Ihrem Denken und Ihren musikalischen Leidenschaften auch Menschen berühren können, denen weder Klassik noch Konzertsäle vertraut sind.



Wacken, Hauptstraße



Berlin, Hauptstraße



Berlin, Hauptstraße



Flatow, Hauptstraße



Flatow, Hauptstraße



Schwerin, Hauptstraße



Schwerin, Hauptstraße



Königshorst, Hauptstraße



Königshorst, Hauptstraße

KUNST UND KULTUR

Wir fördern Kunst und Kultur um ihrer selbst willen, jenseits ihrer Verwertbarkeit und Zweckbestimmung. Und dennoch trauen wir uns immer wieder zu fragen: Wen interessiert's? Wer soll sich dieses Konzert anhören? Warum sollte man diese Ausstellung sehen? Warum ist dieses Museum unverzichtbar? Sich diese(n) Fragen zu stellen, steht im Fokus unserer Kulturförderung. Neben der Vergabe des hochdotierten europäischen Kulturpreises KAIROS entwickeln wir vor allem professionelle Qualifizierungsprogramme für Musiker, bildende Künstler und Akteure aus dem Museumsbereich.

Die Preisträgerin war gewählt, die Einladungen zur Verleihung gedruckt und verschickt, das Programm mit dem Schauspielhaus besprochen – und dann kam alles anders als gedacht. Die Künstlerin Agnes Meyer-Brandis hätte im April 2020 den **KAIROS-Preis** vor großer Kulisse auf der Theaterbühne entgegennehmen sollen, doch die Pandemie machte alle Planungen obsolet. So blieb es zunächst bei der vergleichsweise nüchternen Überweisung der Preissumme, während das Zeremonielle, das Feiern aufgeschoben werden musste – damals konnte man noch nicht ahnen, wie lange. Erst im Oktober 2021 konnte Agnes Meyer-Brandis ihren Preis endlich entgegennehmen – nicht vor so vielen Gästen wie sonst bei KAIROS-Verleihungen üblich, aber in kleinem

feinem Rahmen in der Hamburger Kunsthalle. Die Laudatio auf die Preisträgerin hielt Siegfried Zielinski, Professor für Techno-Ästhetik und Medienarchäologie, der die Arbeit von Agnes Meyer-Brandis seit vielen Jahren fasziniert beobachtet.

Verbunden mit dieser Preisverleihung war zugleich der Abschied von unserem **Preiskuratorium**, das nach fünfzehnjähriger Tätigkeit Perspektive und Raum schaffen wollte für ein neues Gremium. Wir sind dankbar für die kontinuierlich hohe Qualität der Preisträgersuche und -auswahl. Als Stiftung an den Sitzungen des unabhängigen Kuratoriums teilnehmen und dem oft unerwarteten Diskussionsverlauf folgen zu dürfen, war ein ausgesprochenes Vergnügen. Ein besonders großer Dank gilt Professor Christoph Stölzl, der das Kuratorium von Beginn an klug und gelassen als Vorsitzender geführt und jede Preisverleihung mit einer kundigen und zugleich poetischen Rede bereichert hat.

Nach der unfreiwilligen Pause werden wir (hoffentlich) im Frühjahr nächsten Jahres wieder einen KAIROS-Preis vor vollem Saal überreichen können. Nach dem Generationenwechsel steht die neue Jury in den Startlöchern und hat im Sommer 2022 ihre Arbeit aufgenommen.

Ein Schwerpunkt der Kulturförderung der Stiftung bleibt die Institution Museum. Nach dem Abschluss des dritten Jahrgangs der Akademie **Museion**²¹ und einer erfolgreichen Gesamtevaluation 2018 wollten alle Beteiligten zunächst einmal eine Pause einlegen. Immerhin hatten zu diesem Zeitpunkt

bereits 60 angehende Museumsdirektorinnen und -direktoren an dem Weiterbildungsprogramm teilgenommen, das gezielt auf die Übernahme einer Leitungsfunktion im Museum vorbereitet und mit potentiellen Herausforderungen konfrontiert: von der Reflexion eigener Führungsqualitäten, über die Entwicklung einer Vision für das Haus, der Umsetzung von Veränderungsprozessen bis hin zum diplomatischen Umgang mit Krisen und der geschickten Vernetzung mit Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Kulturförderung.

Doch die Stimmen, die eine Weiterführung des Programms anregten, wurden zahlreicher. Denn noch immer ist der Bedarf offenkundig groß. Ein Museum zu leiten bedarf mehr als reine Fachkompetenz oder Erfahrung in der kuratorischen Praxis. Gefragt sind beispielsweise auch Fingerspitzengefühl im Umgang mit dem Team, das oft länger im Haus ist als die neue Direktorin. Lang gepflegte Traditionen und andere Beharrungskräfte können so manche Vision ausbremsen. Da gilt es, strategisch klug und zugleich respektvoll zu kommunizieren. Wie das geht, erfährt man unter anderem bei der Akademie. Und so wurde schließlich die Weiterführung von Museion²¹ in Kooperation mit dem Deutschen Museumsbund beschlossen und im Mai 2022 der vierte Jahrgang gestartet. Diesmal als Kamingast dabei war Iris Edenhiser, Teilnehmerin der ersten Akademie und mittlerweile Direktorin des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, deren berufliche Karriere beispielhaft für den nachhaltigen Erfolg Museion²¹ steht.

Das entstandene Alumni-Netzwerk der drei früheren Programmjahrgänge ist weiterhin im Austausch und hat nach der pandemiebedingten Pause 2022 wieder Tagungen organisiert. Auch der aus der Akademie hervor-

gegangene [Siggener Kreis für Museumsleitungen](#) traf sich 2021 und 2022 zu Workshops in Siggen, um abseits des Arbeitsalltags und jenseits üblicher Gremienroutinen in vertraulichem Rahmen zu museumsrelevanten Fragen auszutauschen. Ein Schwerpunkt bildete dabei die Frage, wie Museen auf den Klimawandel und energiepolitische Herausforderungen reagieren sollten und können.

In einer Zeit ohne Live-Konzerte musste 2020 auch unser Weiterbildungsprogramm [Concerto](#)²¹, das sich seit vielen Jahren der strategischen Karriereplanung junger Musiker und der Entwicklung neuer Konzertformate widmet, auf die neue Situation reagieren: Die Corona-Pandemie hatte vermeintliche Gewissheiten grundlegend auf den Kopf gestellt. Das plötzlich pausierende Musikleben stand (und steht noch immer) vor immensen Herausforderungen. Diese Zäsur bot jedoch auch die Chance zu längst überfälligen Veränderungen und neuen Fragen: Wie verändert sich der Musikmarkt und welche Potentiale, aber auch Risiken sind damit verbunden? Können Musiker und Veranstalter gemeinsam Zukunftsperspektiven entwickeln und ihren Gestaltungswillen in Handeln übersetzen? Sind weltweite Orchestertourneen noch zeitgemäß? Und gehen Menschen künftig überhaupt noch ins Konzert oder gewöhnen sie sich ans Streamen zu Hause auf dem Sofa? Zunächst wurden diese Fragen digital verhandelt. Im Juni 2021 diskutierten Dozenten und ehemalige Teilnehmerinnen von Concerto²¹ zusammen mit anderen Akteuren aus der Szene während der zweitägigen Streaming-Reihe „State of the Art(s)“

verschiedene Wege aus der Krise: neue Geschäftsmodelle, Kooperationsformen, Digitalität und andere kreative Ansätze für die Zukunft.

Im Sommer 2022 konnte Concerto²¹ dann wieder analog im Seminarzentrum Gut Siggen stattfinden. Die Zeit wurde genutzt, um das Programm inhaltlich zu wandeln und dabei auch die Veränderungen der vergangenen zwei Jahre einfließen zu lassen. Im ersten Part ging es um die Diskussion drängender Fragen: Welche Anforderungen stellt die Gegenwart an Musikerinnen und Musiker? Wo steht die gesamte Szene? Was sind zeitgemäße Formen der Inszenierung und Programmgestaltung? Können, sollten, müssen Musiker auf die multiplen Krisen unserer Zeit – auf Pandemie, Krieg, Klimawandel – reagieren oder gibt es auch ein Recht auf Flucht in die Kunst? In einer zweiten, eher praxisorientierten Woche richtete sich der Blick dann wieder aufs Individuelle: strategische Künstlerentwicklung, Schärfung des eigenen Profils, mediale Kommunikation, Visualisierung, Inszenierung und Vermarktung.

Was für die Musik gilt, das gilt auch für die Bildende Kunst. Anknüpfend an den langjährigen Erfolg von Concerto²¹ bietet die Toepfer Stiftung deshalb seit 2020 jährlich ein Weiterbildungsprogramm für bildende Künstlerinnen und Künstler an. Der Titel der Sommerakademie zeigt an, worum es geht: „[Von Kunst leben](#)“. Konzipiert und moderiert wird das Programm von den beiden Hamburger Galeristen und Kunst-Coaches, Andrea Jacobi und Holger Priess.

Unabhängig von den mit der Pandemie verbundenen Herausforderungen, befindet sich der Kunstmarkt durch Globalisierung und Digitalisierung, Monopolisierung und Spekulation in einem strukturellen Veränderungsprozess. Um erfolgreich zu sein, müssen Künstler heute vermehrt Kenntnisse über den Markt haben und sich wissend und bewusst für den „Beruf Künstler“ entscheiden. Die Sommerakademie vermittelt deshalb Grundkenntnisse über den Kunstmarkt und über persönliche Strategien zur Vermarktung des eigenen Werkes. Zielgruppe sind jüngere Künstlerinnen und Künstler, die noch am Anfang ihrer Karriere stehen und dennoch über klare Zielvorstellungen hinsichtlich ihrer Positionierung im Kunstmarkt verfügen, also von ihrer Kunst leben wollen.

Die mit der Pandemie verbundenen, vielbeschworenen Chancen waren vor allem in Siggen zu beobachten. Wenige Orte bieten eine so gute Balance von Nähe und Distanz, von Austausch und Introspektion, Begegnung und Rückzug wie dieser. Und so haben wir es gewagt, in der ersten Jahreshälfte 2021, als die pandemische Entwicklung wieder ein wenig Hoffnung versprach, einige Musikerinnen und Künstler aus unserem Netzwerk zu [Arbeitsresidenzen](#) nach Siggen einzuladen. Wer wollte, konnte quasi kontaktlos in seinem Zimmer an neuen Projekten, Kompositionen, Zeichnungen arbeiten, konnte im Foyer am Flügel proben oder Percussion spielen. Zugleich gab es vorsichtige Momente der Annäherung, die zuweilen eine fast skurrile Anmutung hatten. So saßen bei den Mahlzeiten alle mit dem nötigen Abstand an Einzeltischen

und diskutierten dennoch angeregt über die Tische hinweg. Ein ähnliches Bild am Abend: mit Maske geschützt traf man sich im Kaminzimmer und tauschte sich über das aus, was man tagsüber gemacht hatte. Aus diesen unerwarteten Begegnungen in stiller Zeit sind einige Freundschaften entstanden – zwischen der Künstlerin Kerstin Bruchhäuser und der Sängerin Anna Depenbusch beispielsweise. Beim Aufbau der textilen Arbeit „You may recognize yourself“, die Kerstin Bruchhäuser im Sommer 2022 mit großer Resonanz in der Siggener Scheune präsentierte, packte die Sängerin ganz selbstverständlich mit an und interviewte die Künstlerin dann bei der Eröffnung. Die Berliner Kulturmäzenin Lieselotte Klein wiederum traf erstmals in ihrem Leben eine Popmusikerin, die Belgierin Cindy Hennes. Diese lernte die Illustratorin Johanna Benz kennen – und ein Jahr später trafen sich die Frauen wieder, um für unser Jahrbuch über ihre ungewöhnliche Freundschaft zu berichten.

Und noch mehr Unerwartetes: Im Winter 2020/2021 – mitten im zweiten deutschlandweiten Lockdown – waren insbesondere ältere, kranke und immobile Menschen von der sozialen Isolation betroffen. Gemeinsam mit der Körber-Stiftung und in Zusammenarbeit mit der TONALi gGmbH und der Elbphilharmonie Hamburg rief die Toepfer Stiftung deshalb den Hamburger **Musikbringdienst MUSIKANDO** ins Leben. Junge Nachwuchsmusikerinnen und -musiker sorgten mit Kurzauftritten vor Hamburger Senioreneinrichtungen für Abwechslung und Stimmung. Von Klassik über Jazz bis hin zu Pop waren alle Musik-Genres vertreten und auch die Musiker freuten sich

riesig, endlich wieder auftreten zu können. Für viele waren es die ersten Konzerte vor Publikum nach über einem Jahr.

Weder Publikum noch Musiker ließen sich von dem oft kalten Wetter davon abhalten, die Konzerte in vollen Zügen zu genießen. Corona-konform als Open Air-Format konzipiert, fanden die Konzerte in Innenhöfen und Vorplätzen der Einrichtungen statt. Trotz der räumlichen Distanz vermittelte die Musik eine emotionale Nähe, die in der von Einsamkeit und Isolation geprägten Zeit ein Gefühl von Hoffnung und Lebensfreude transportierte. Die Bewohnerinnen und Bewohner lauschten den Klängen dick eingepackt von der Terrasse, dem Balkon oder hinter geöffneten Fenstern und belohnten die Musiker mit Applaus, rührenden Dankesworten und der einen und anderen Träne.

Aus den anfänglich etwa 100 geplanten Kurzkonzerten wurden aufgrund der hohen Nachfrage von Senioreneinrichtungen ganze 345 Konzerte. 81 Musikerinnen und Musiker waren in 49 unterschiedlichen Besetzungen beteiligt und spielten vor insgesamt 78 Hamburger Alten- und Pflegeeinrichtungen. Mit dem Projektende von MUSIKANDO im Juni 2021 startete das kulturelle Leben in Hamburg langsam wieder, so dass eine kulturelle Beteiligung von Senioren wieder möglich wurde.

Trotz des Projektendes bleibt der Geist von MUSIKANDO erhalten, da viele beteiligte Einrichtungen in die direkte Absprache mit den Musikerinnen und Musikern gehen, um weiterhin Musik und Lebensfreude in ihre Einrichtungen zu holen.

Abgerundet werden unsere Kulturförderaktivitäten durch ein Engagement für **Kulturelle Bildung**. Seit vielen Jahren ist die Toepfer Stiftung im Hamburger „Initiativkreis Kulturelle Bildung“ aktiv, der sich aus Vertretern der Kulturbehörde, der Schulbehörde und anderen in diesem Bereich tätigen Hamburger Stiftungen zusammensetzt. In den „Projektfonds Kultur & Schule“, der von der Toepfer Stiftung maßgeblich mitgestaltet wurde, zahlen alle im „Initiativkreis Kulturelle Bildung“ vertretenen Stiftungen Fördersummen ein – unter der Voraussetzung einer Aufstockung der Mittel durch die Schul- wie die Kulturbehörde. Auf diesem Wege können insgesamt rund 500.000 Euro für die Kulturelle Bildung an Hamburger Schulen bereitgestellt werden.



Hamm, Hauptstraße

anders machen

Ein „Forschungsfloß für unterirdische Riffologie“ und andere Erfindungen

Laudatio von Prof. Dr. Siegfried Zielinski auf
KAIROS-Preisträgerin Agnes Meyer-Brandis

Prolog

Die alten Griechen wussten, warum sie dem Kronos, dem alten Gott der Dauer, der unter der vergehenden Zeit so stark litt, dass er seine eigenen Kinder verschlang, den jüngeren Kairos zur Seite stellte – als Gott des günstigen Augenblicks, des Moments der Entscheidung. Die Stein-Reliefs, die von ihm erhalten sind, zeigen ihn hinten am Kopf völlig kahl, mit Glatze, vorne jedoch mit schönem wallendem Haar. Der günstige Augenblick – man muss die Gelegenheit beim Schopfer ergreifen, sonst ist sie vorüber. Von hinten kann man sie nicht fassen. Und ausgerechnet bei einem Preis, der diesem Gott namentlich gewidmet ist, gerate ich in Zeitnöte! Ich konnte mich aus diesem Dilemma nur retten, indem ich ein Konzentrat meiner Gedanken zur heute zu feiernden Künstlerin aufgeschrieben habe. Sonst hätte ich mich sicher in der vergehenden Zeit verstrickt.

Zum Milleniumswechsel vollzog die ausgebildete Mineralogin und werdende Künstlerin Agnes Meyer-Brandis eine auch für ihre persönliche Entwicklung wichtige Wende. Sie wechselte von der Düsseldorfer Kunstakademie, die damals noch von Markus Lüpertz in maler-fürstlicher Manier regiert wurde und in ihrem Kunstverständnis eher traditionell ausgerichtet war, an die Kölner Kunsthochschule für Medien, deren Gründungsrektor ich in den 1990ern sein durfte. In der gedachten und mehr noch: in der erwünschten Nähe von Kunst, Wissenschaft und neuesten Technologien konnte die werdende Künstlerin ihre leidenschaftliche Neugier und ihren Gestaltungs-

willen zwischen den Disziplinen und Gattungen besser befriedigen.

Der Gestus ihrer kategorisch von Beginn an nicht leicht zu bestimmen- den Arbeit changiert zwischen Poesie & Präzision, zwischen genauer Beobachtung & hemmungsloser Spekulation, zwischen kühler Kalkulation & überbordender Phantasie. Lange bevor „Künstlerische Forschung“ zu einer akademischen Modeerscheinung und einer Art Label für die experimentelle Herangehensweise an gestalterische Prozesse wurde, befasste sich Agnes Meyer-Brandis nicht nur bereits intensiv mit naturwissenschaftlichen Phänomenen und ihren Erkundungen. Schon als junge Studentin gründete sie ihr eigenes Institut, das Forschungsfloß für unterirdische Riffologie, knüpfte Netzwerke mit Naturwissenschaftlern und Ingenieuren unterschiedlicher Provenienz und überraschte mit Aktionen, die uns ins Staunen versetzten: zum Beispiel indem sie tief unter der Erde oder unter dicken Eisschichten von Gewässern nach geo-physikalischen Sensationen und exotischen Lebensformen suchte, die mit Korallenriffen verbindbar wären. Was sie bei Ihren Tiefenbohrungen fand, animierte sie filmisch und hauchte dem subterranean Material so ihre Seele ein. Geglücktes Finden statt vergeblicher Suche – so habe ich in post-romantischer Manier damals die Ergebnisse ihrer Forschungen für mich als Medienarchäologe definiert.

Die künstlerische Methode, die sie in den folgenden Jahren sowohl ästhetisch als auch konzeptionell mit enormer Hartnäckigkeit und Konzentration ausfeilte, verbindet zwei Wissens- und Erfahrungswelten, die normalerweise in unserer Wissenskultur strikt getrennt werden – die Welt der Fakten, des Messbaren, des Beschreib- und Formalisierbaren einerseits und

das Fiktionale, das Erfundene, das im besten Sinn des Wortes Eingebildete andererseits werden eng miteinander verzahnt. Strikte Grenzen dazwischen akzeptiert die Künstlerin nicht, schon gar keine unüberwindbaren. Die beiden Welten, die ja auch unterschiedlichen Modellen der Erkenntnis folgen, streiten in den Werkprozessen von Meyer-Brandis miteinander, kommentieren sich wechselseitig und verdichten sich immer wieder zu Überraschungen. Angesichts derer verliert man als Betrachter den sicheren Boden unter den Füßen und weiß oft nicht mehr, ob man sich auf wissenschaftlich gesichertem Terrain oder in Sphären purer und vor allem lustvoller Spekulation befindet. „Institut für Kunst und Subjektive Wissenschaft“ – so nennt die Künstlerin treffend eine weitere ihrer Gründungen, in denen ihre Tätigkeiten einen temporären Handlungsrahmen finden. Tiefgreifende Fragen an uns und die Natur wurden und werden in dem Institut entwickelt, aber keine Antworten gegeben, schon gar keine eindeutigen.

Die Frage, ob Gänse im Flugmodus den Mond erreichen können, ist eine solche drängende Frage. Agnes-Meyer Brandis beantwortet sie poetisch, d. h. künstlerisch-praktisch. Sie greift die Idee des englischen Bischofs Francis Godwin in seinem Roman „The Man in the Moon“ aus dem Jahr 1629 auf und gründet in Italien ein Trainingslager für speziell für den Mondflug geeignete Gänse, damit die besten von ihnen die lange Reise zu unserem Nachbarplaneten bewerkstelligen können. – Das Pariser Centre Pompidou zeigt Ausschnitte aus diesem Projekt 2019 in der bezeichnenden Reihe „Abseits der Piste“. 2021 können Besucher ihrer Ausstellung auf der Biennale im russischen Krasnoyarsk Ergebnisse dieses Langzeitprojektes besichtigen.

Mit ihrer hauseigenen „Moon Production“ demonstriert Agnes Meyer-Brandis dort, wie man sich für das eigene Heim auf der Erde seinen ganz eigenen Mond schaffen kann, dessen Oberfläche jenes Regolith reflektiert, das unseren Nachbarplaneten bedeckt wie ein silbrig asch-graues Nachtkleid. – Auch vor dieser Grenzüberschreitung schreckt die Künstlerin nicht zurück. Während der Ausstellung organisiert sie ein offenes experimentelles Labor, in dem Besucherinnen und Besucher selbst aktiv werden und ihre eigenen Mondproduktionen betreiben können.

Im Zentrum ihrer neueren Arbeiten steht die Vegetation, noch genauer: stehen der Wald und der einzelne Baum als ausgeprägtes Individuum. Auch mit diesem Phylum von Projekten hat die Künstlerin begonnen, längst bevor das Waldsterben und die Transformation der Wälder durch den Klimawandel in aller Munde gerät und selbst Parlamentswahlen mitentscheidet.

„Jetzt bin ich gerade wieder auf der finnischen Wald- und Klimaforschungsstation in Hyytiälä“, schreibt mir Agnes Meyer-Brandis noch vor wenigen Wochen. Im Siikaneva Moor installiere sie Kameras und eröffne damit eine neue Dependance des Office for Tree Migration „Wir starten hier Langzeitbeobachtungen zu Bäumen, die ins Moor hineinwandern.... weil die Moore austrocknen, all die sich wandelnden Pflanzen-Communities...“

Die Künstlerin experimentiert mit der faszinierenden wie einleuchtenden Idee, dass Bäume klug genug sind, sich ihre eigene, für sie passende Umgebung zu suchen. Sie mobilisiert die faszinierenden Wesen, die wir normalerweise mit tiefer Verwurzelung an einem speziellen unverrückbaren Platz verbinden und lässt sie an Orte wandern, an denen es ihnen besser geht

als an denen, die wir Menschen ihnen zugewiesen haben. Oder sie knüpft an der Hypothese an, dass Bäume – wie alle anderen Pflanzen auch – ihren ganz eigenen Geruch produzieren, mit Hilfe dessen sie auch mit anderen kommunizieren können; nicht nur mit anderen Bäumen und Pflanzen, sondern auch mit uns. In One Tree ID extrahiert sie die Geruchseigenschaften eines Baum-Individuums und verdichtet sie zu einem Parfüm, durch das wir die Einzigartigkeit, die Sensation der Pflanze wahrnehmen und auf dieser Basis wie über einen Transmitter mit ihr in den Austausch treten können. Gelungene Kommunikation setzt akzentuierte Verschiedenheit der Einzelnen voraus – und, dass man sich wechselseitig riechen können muss.

Überraschungsgeneratoren – mit diesem Begriff aus der experimentellen Biologie möchte ich die Werkprozesse und Werkanordnungen von Agnes-Meyer-Brandis in ihren Experimentierfeldern von Kunst und Wissenschaft bezeichnen. Auch, wenn dieses Konzept aus der Mode geraten ist: damit ist die Künstlerin zweifellos Avantgarde. Sie gehört zu den fortgeschrittenen Künstlerinnen und Künstlern, die sich den Herausforderungen durch den Zustand und die möglichen Zukünfte unseres Planeten explizit stellen. Eben nicht erst, seitdem das schick geworden ist in der Kunst, sondern bereits seit gut 20 Jahren – und nicht aus einer taktischen Überlegung heraus, sondern mit Engagement und Leidenschaft.

Zwei Aspekte ihrer Arbeit beeindrucken mich immer wieder besonders: zum einen die unauflösliche Einheit von Ästhetik und Ethik, mit der sie operiert. Ihre Projekte werden wie selbstverständlich von der Idee getragen, dass Mineralien, Pflanzen, Tiere, Menschen und die von uns

geschaffene Technik keinen hierarchischen Ordnungen unterliegen, sondern gleichberechtigte Partnerschaften bilden. Ihre Beziehungen tragen wir nicht in streng abgestuften Wirklichkeiten aus, sondern wir tanzen sie gemeinsam auf den Plateaus von Natur und Technik. Mineralien, Pflanzen und Tiere sind uns nicht Untertan wie in der berühmten aristotelischen „Skala der Dinge“, sondern wir sind Teil eines Gefüges, das nur dann in Harmonie funktionieren kann, wenn wir dem jeweilig anderen mit Sensibilität und Achtung begegnen. Jede Aktion ist Interaktion, wechselseitige Beeinflussung innerhalb eines komplexen Ensembles.

Das Zweite ist schwerer zu beschreiben. Es betrifft die besondere Atmosphäre, die Agnes Meyer-Brandis mit ihren Installationen und Performances schafft. Materie ist für sie nicht das, was die Dinge trennt und unterscheidet, sondern was ihre Begegnungen, ihre Mischungen und Ent-Mischungen ermöglicht. Kontakte ergeben Anlass zur Freude, *joie de vivre* – Lebensfreude – die wunderbare Schwester des Kairos. Es gibt nur wenige Künstlerinnen und Künstler, die ihre Anregung zum Nachdenken und zur Sensibilisierung gegenüber dem Naturanderen mit so wunderbarem und graziösem Humor verbinden. Vermutlich liegt das daran, dass starker Humor immer auch bedeutet, sich selbst zur Disposition oder besser: auf's Spiel zu setzen. Gerade bei den so komplexen und schweren Themen der Veränderungen des Planeten Erde durch den Menschen gelingt es ihr immer wieder, uns ein befreiendes Lächeln abzugewinnen und so das Utopische einer möglichen Verbesserung der Welt, in der wir leben, als Option offen zu halten – sie insistiert auf dem Recht, nach vorne träumen und alternative Welten projizieren zu können.

Auch darin ist sie Avantgarde: Souverän benutzt Agnes Meyer-Brandis die unterschiedlichsten Materialien, Kunstgenres, Medien und verknüpft sie je nach künstlerischem Interesse und Projektentwurf miteinander. Schon in ihren frühen Arbeiten waren analoges Material und digitale Bildtechnologien wie selbstverständlich neben- und ineinander stark präsent. Wobei sie mit so gegensätzlichen Gesten wie der kühlen, Wahrheitsanspruch erheischenden Dokumentation einerseits und zum Beispiel dem Gestus der spielerischen märchenhaften Animation andererseits arbeitete.

In den letzten Jahren schärfte Meyer-Brandis sowohl die skulpturalen als auch die performativen Dimensionen ihrer künstlerischen Praxis. Ihre eigenwilligen Projekte zur Erforschung des Klimas wie die Arbeiten zur Migration von Bäumen experimentieren mit dem kultivierten Naturraum Wald als Phänomen. Sie artikulieren aber immer auch Aspekte einer erweiterten Auffassung des Skulpturalen. Im Baum als mobiler lebendiger Skulptur verschwinden die Grenzen zwischen Natur und Technik, wofür Kunst bei den alten Griechen ja ursprünglich stand.

Da ich sie auch als Bildermacherin sehr schätze, habe ich mich besonders über die großformatige vier-kanalige Videoinstallation gefreut, die Agnes Meyer-Brandis kürzlich in der Münchener Muffathalle als Erweiterung ihrer Arbeit *Forest Green (Sleeping and Awakening)* zeigte. Aus vielen Tausend Bildern einer Langzeitbeobachtung zusammengesetzt projiziert sie nicht nur im extremen Zeitraffer das langsame Einschlafen des Waldes in Herbst und Winter wie sein Wiedererwachen und sein Aufblühen im Frühjahr und Sommer. Mit Hilfe einer speziellen Software hat sie auch die Farbverände-

rungen komprimiert so erfasst, dass wir die Verwandlung des Waldes in einem abstrakten zeit-basierten Bild wahrnehmen können – eine in den unendlich mannigfaltigen Farben des Waldes pulsierende Leinwand.

Herzlichen Glückwunsch, liebe Agnes Meyer-Brandis, zu der tollen Anerkennung und Auszeichnung Ihres Werks, die wir heute endlich feiern können. Glückwunsch auch an die Toepfer Stiftung zu dieser vortrefflichen Wahl. Auszeichnungen sind notwendig retro-spektiv, indem sie bereits Geschaffenes würdigen und prämiieren. Sie sind aber immer auch Beiträge zur Zukunftsgestaltung. Indem sie Zeichen dafür setzen, worauf es ankommen könnte in den nächsten Jahren und Jahrzehnten – im Fall von Agnes Meyer-Brandis und der aktuellen Kunstszene ein radikal transversales Denken und Handeln und eine ebenso tiefgreifende Poetisierung unserer Lebensverhältnisse. Kairos-Poesie: Indem die Stiftung eine leidenschaftliche Künstlerin und Forscherin ehrt, macht sie sich für diese heute und künftig unverzichtbare Symbiose stark.





Hornbek, Hauptstraße



Hornbek, Hauptstraße



Gudow, Hauptstraße



Gudow, Hauptstraße



Kleve, Hauptstraße



Kleve, Hauptstraße



Zarrentin, Hauptstraße



Zarrentin, Hauptstraße

Ein Museum für Alle(s)

Iris Edenheiser im Gespräch

Ein grauer Septembertag. Nieselregen. Von der Auffahrt aus, die vom Großen Garten aus schnurstracks zum Deutschen Hygiene-Museum führt, sieht man das Gebäude nicht wie damals, Anfang der 1960er Jahre. Es liegt hinter Allee-bäumen versteckt. Als ich mich als Kind dem Museum näherte, flößte mir der Monumentalbau aus Neoklassizismus und Bauhausmoderne Respekt, ja Angst ein. Aber meine Dresdner Großeltern hatten mich neugierig gemacht. Ein gläserner Mann sei dort zu sehen und eine gläserne Frau – einzigartig in der Welt. Die Angst wurde nicht geringer als ich in die hohe Eingangshalle trat. Die gläsernen Figuren sind mir noch in Erinnerung, das Unwohlsein, der Geruch von Reinigungsmittel und ein Gefühl von Verlorenheit. Alles andere ist im Nebel der Geschichte verschwunden.

Und nun, 60 Jahre später, trete ich in die Halle, um mit Iris Edenheiser zu sprechen. Die gebürtige Torgauerin leitet seit Januar 2022 das Museum. Vom Dachrand über der Frontfassade leuchten zwei Transparente: „Weltoffenes Dresden: Eine Stadt für Menschen und Ideen aus aller Welt. Promoting an open Society in Dresden – People and Ideas from all over the World.“ Die Angst hat keine Chance mehr. Drinnen staunt man nur noch über das bunte, quirlige Leben, das mit der Hülle nichts mehr gemein hat. Menschen, junge und alte, Familien, Schulklassen, strömen durch die Halle in die Ausstellungen. Und in der „Museumsküche“ plauschen die Grüppchen bei Kaffee und Kuchen über ihre abenteuerlichen Reisen durch die Welten der „Künstlichen Intelligenz“ oder von „Fake. Die ganze Wahrheit“ – die beiden aktuellen Sonderausstellungen.

Um Himmels Willen, Frau Edenheiser. Das ist ja wirklich nicht mehr das Museum, das ich aus meiner Kindheit kenne. Ist das überhaupt noch ein Hygiene-Museum? Wollen Sie nicht den Namen ändern?

Auf gar keinen Fall (lacht). Das Museum hat sich schon lange von diesem Hygienebegriff emanzipiert und auch vom Geist, aus dem es entstanden ist. Wir behalten den Namen, weil er sich mittlerweile wirklich als eine Marke etabliert hat. Und weil mir die Dresdner_innen den Kopf abreißen würden, wenn wir das Museum umbenennen würden. „Hygiene-Museum“, das ist ja gerade – und nicht nur in Dresden, in Sachsen, auch im ganzen Osten – ein ganz zentraler Begriff. Der Name ist für viele auch mit der eigenen Biografie verbunden.

Würden Sie dem Museum vielleicht einen Untertitel für jene geben, die keinen biografischen Bezug zum Haus haben?

Es trägt ja den Untertitel „Das Museum vom Menschen“. So ist es im Moment noch gerahmt. Aber Sie haben vollkommen recht. Das wirklich griffig zu umschreiben, was wir machen, ist ganz schwer. Wir sind auf so unterschiedlichen Feldern unterwegs. Die klassische Beschreibung wäre: Wir sind das Museum vom Menschen. Der Mensch steht bei uns im Zentrum. Und alles, was um den Menschen an aktuellen wissenschaftlichen, kulturellen, gesellschaftlichen Debatten geführt wird, das machen wir auch zum Thema.

Das „Museum für Alles“?

Ja, aber wir sind in dem Sinne kein Naturkundemuseum. Wir sind auch kein reines Technikmuseum. Wir sind auch kein ethnographisches Museum. Wir sind kein Kunstmuseum. Wir haben tatsächlich von allem etwas. Zumindest in unseren Sonderausstellungen. Wir haben daneben eine sehr spezifische Sammlung, aber die ist eben nur ein Teil des Museums. In dieser Sammlung steht der Körper im Mittelpunkt. Sie ist ab den 1990er Jahren aufgebaut worden und hat auf Bestände zurückgegriffen, die aus der Produktion des Museums kamen, das ja damals seine eigene Lehrmittel-Sammlung herstellte – z.B. die gläsernen Figuren, Puppen, denen man Organe entnehmen konnte, Diareihen, Lehrfilme.

Wie schaffen Sie den Spagat zwischen dem nationalen und internationalen Anspruch, den das Museum hat, und der Einbindung der Stadt, der Region, des Landes?

Ich finde, dass sich das überhaupt nicht widerspricht. Wir haben unsere internationalen Kooperationen, Partner, mit denen wir Ausstellungen machen und Forschungsprojekte durchführen, mit denen wir uns auf wissenschaftlicher, kuratorischer oder auf der Managementebene austauschen. Und wir haben genauso Projekte, die wir hier vor Ort machen, mit Akteur_innen aus der Stadtgesellschaft. Das getrennt zu betrachten, wäre sehr simpel und auch ziemlich langweilig. Für mich gehört beides zusammen. Mir ist

einerseits Internationalisierung wichtig. Andererseits müssen wir uns immer bewusst sein, wo dieses Haus steht, was es für eine Historie hat, dass es sich in Dresden befindet, in Sachsen, in Ostdeutschland. Und dass wir das auch immer wieder in unserem Programm spiegeln und als Thema explizit aufnehmen. Wir werden das zum Beispiel 2024 machen, indem wir uns in einer großen Sonderausstellung dem Hygiene-Museum in der DDR widmen und es ein bisschen als „DDR in einer Nussschale“ begreifen. So können wir ganz viel über die DDR-Gesellschaft erzählen und wie wir uns heute daran erinnern.

„Die Welt in einer Nussschale“ – das wäre auch ein schöner Untertitel fürs Museum.

Das Internationale ist ja hier in Dresden, also im Lokalen, ganz präsent. Wenn wir sagen: „Wir wollen Community-Arbeit machen, wir wollen uns stärker der Stadtgesellschaft öffnen“, öffnen wir uns ja damit nicht nur lokalen Perspektiven, sondern lokalen Perspektiven, die gleichzeitig ganz viel internationales bzw. transnationales, migrantisches bzw. postmigrantisches Wissen mitbringen. Insofern sehe ich wenig Diskrepanz zwischen internationaler Ausrichtung und dem Hinwenden zu dem, was vor Ort geschieht. Wir haben in unserem Stab Leute, die extra dafür eingestellt worden sind, die Öffnungen zur Stadtgesellschaft hin zu projektieren. Wir haben auch einen Communitybeirat gegründet, der aus Vertreter_innen migrantischer Gemeinschaften besteht. Dort sprechen wir über ihre Themen und die

Themen des Museums und fragen uns: Wo sind da Schnittstellen?

Und die Zusammenarbeit mit den Schulen?

Die läuft hier ganz toll. So etwas habe ich bei vielen anderen Museen nicht gesehen. Es gibt ein Vermittlungs-Programm, das eng an den Lehrplänen des Landes Sachsen ausgerichtet ist. Da ist für jede Klassenstufe etwas dabei, für unterschiedliche Themen, für unterschiedliche Zeiträume, die die Gruppen oder Klassen hier im Museum verbringen können. Das Programm stößt auf sehr, sehr gute Resonanz in den Schulen. Die Abteilung „Bildung und Vermittlung“ ist immer wieder im Kontakt mit unterschiedlichen Multiplikator_innen, um sicher zu gehen, dass das Angebot den Bedürfnissen der Schulen entspricht.

Sie haben ja auch im Westen Deutschlands gearbeitet. Sehen Sie einen großen Unterschied in der Befindlichkeit der Menschen dort und in der Region hier?

Wir haben hier schon eine spezifische Gemengelage. Vieles von dem, was wir hier erleben und was, glaube ich, zusehends auch das Zusammenleben erschwert, das gibt's natürlich durchaus auch in den alten Bundesländern. Was hier in Sachsen auffällt, ist jedoch die Massivität, mit der bestimmte Dinge auftreten. Wir können hier ganz klar sagen, dass wirklich rechte Positionen in der Mitte der Gesellschaft angekommen und satisfaktionsfähig

sind. Die Grenzen des Sagbaren sind überall verschoben, hier jedoch noch einmal ganz besonders.

Dringen diese Weltvorstellungen auch ins Museum?

Wir haben immer wieder damit zu tun, durch Angriffe auf Facebook und durch Kommentare zu bestimmten Veranstaltungen. Aber dadurch, dass wir nicht so eng politisch angebunden sind, betrifft es uns weniger als andere Institutionen. Das ist auch Teil des Programms, das wir in den nächsten Jahren verstärkt fahren werden: Wie wir Teile der Bevölkerung erreichen, die noch ansprechbar sind, die sich aber nicht mehr gehört fühlen. Für uns ist das eine wirklich große Frage: Wie können wir über gesellschaftliche Blasen hinweg miteinander sprechen und auch vernünftig streiten, ohne dem Anderen gleich sein Menschsein abzusprechen? Gleichzeitig müssen wir aber auch Grenzen setzen: Was sind Positionen, denen wir hier keinen Raum mehr geben?

Woher nehmen Sie die Kraft, den Mut und den Optimismus für Ihre Jahrhundertaufgabe? Wollten Sie etwa schon als Kind Museumsleiterin werden?

Keineswegs. Zum Ende meiner Promotion als Kulturanthropologin absolvierte ich ein Volontariat im Leipziger Völkerkundemuseum. Und erst da entdeckte ich, wie faszinierend das Ausstellungsmachen sein kann. Wissen in den Raum zu bringen und ihn – und keine flache Buchseite – damit zu

bespielen. Das Faszinierende am Ausstellungsmachen sind die unterschiedlichen medialen Formen und Ebenen: Von dreidimensionalen Objekten über die textliche Ebene, Audio- und Videomaterial bis hin zur Ansprache des Riech- und Tastsinns. Es lässt sich also praktisch mit allen Sinnen in ein bestimmtes Gebiet vertiefen. Dabei verzahnt sich Ästhetisches und Emotionales mit Intellektuellem und auch – ja, mit hedonistischen Bedürfnissen. Außerdem geben mir Begegnungen mit unterschiedlichsten Menschen Kraft, mit Gleichgesinnten und mit Menschen, die mir Einblicke in ganz andere Lebenswelten bieten. Und schließlich beflügelt mich die Vorstellung, mittels Diskursmacht, die wir als große und weithin wahrgenommene Institution nun mal haben, zu gesellschaftlicher Veränderung weithin beitragen zu können. Die derzeitigen Krisen bergen ja auch riesige Chancen. Das haben wir bei der Pandemie gesehen und das werden wir hoffentlich auch in der Energiekrise wahrnehmen, auch wenn das vielleicht erst einmal zynisch klingen mag: Diese Krisen bergen Chancen, Dinge zu bewegen, von denen man vorher glaubte, dass sie nicht zu bewegen sind.



Herdecke, Hauptstraße



Herdecke, Hauptstraße



Leverkusen, Hauptstraße



Leverkusen, Hauptstraße



Solingen, Hauptstraße



Solingen, Hauptstraße



Wuppertal, Hauptstraße



Wuppertal, Hauptstraße

Wie man sich Optimismus bewahrt

Portrait Jan Lechel

Eine kleine Bemerkung am Ende der Unterhaltung im Büro des Schulleiters setzt ein i-Tüpfelchen über das Gespräch. Fast sieht es so aus, als flöge es gleich davon in eine andere Dimension der Wirklichkeit jenseits des Schulalltags. Jan Lechel – seit vier Jahren Leiter der großen fünfzügigen Grundschule Neurahlstedt im Hamburger Stadtteil Wandsbek –, Jan Lechel und der Besucher beendeten gerade eine leicht mäanderte Diskussion über eine aktuell brisante Frage: Kann Schule dem immer komplexeren Krisenszenarium in der nahen und in der gar nicht mehr so fernen Welt überhaupt noch erfolgreich etwas Leibhaftiges und Hoffnungsvolles von Bestand entgegensetzen? Tugendhaftes wie Courage, Empathie, Fürsorge, Verantwortung für Mensch und Natur, Entdeckerfreude, spielerische Lust am Lernen und ein Gefühl von Geborgenheit in einer kunterbunten Gemeinschaft von Individuen?

„Haben Sie gehört“, fragt der Schulleiter und lächelt verschmitzt, „dass unsere Schulglocke bereits um 12:45 Uhr gebimmelt hat und nicht erst bei Unterrichtsschluss? In der letzten Viertelstunde dürfen es sich die Kinder in ihren Klassenzimmernischen gutgehen lassen, sie dürfen schmökern, sich vorlesen oder mit Lesespielchen vergnügen.“ Ob sich das nun im Rahmen eines verordneten Programms ereignet oder nicht, ist zweitrangig. Wichtig ist das Ermöglichen von kleinen, selbstbestimmten Freiräumen in dieser allerorten vorbestimmten und trotzdem chaotischen, lärmenden Welt. „Sprach- und Lesekompetenz fördern“ würden die Fachleute sagen, „wichtiger denn je!“ Und in dieser Ganztagschule mit 480 Schülern und Schülerinnen von der Vorschul- bis zur vierten Klasse wird wahrlich viel gefördert und vernetzt und experimentiert – Schulmotto: „Leben, Lernen, Lachen,

gemeinsam Schule machen.“ Auch heimspiel, ein Gemeinschaftsvorhaben von Toepfer Stiftung und Joachim Herz Stiftung, trägt einen Gutteil dazu bei, erzählt Jan Lechel: „Das Projekt hat uns, zum Beispiel, ermöglicht, dass achtzig leistungsschwächere Schüler und Schülerinnen pro Woche eine Stunde Lerntherapie bekommen. Das ist einzigartig in Hamburg. Oder die Hilfe bei der Lehrerbelastung Nummer eins: Schwieriges Schülerverhalten. Wenn du da in deiner Klasse drei Knaller hast, dann bist du krank. Dann gehst du auf dem Zahnfleisch nach Hause. Wie können wir also gemeinsam mit schwierigem, herausforderndem Schülerverhalten umgehen? Da haben wir eine gemeinsame Ganztagskonferenz zu einem Konzept, das sich ‚neue Autorität‘ nennt, umgesetzt. Besonders wichtig ist die Hilfe der Stiftung bei wichtigen Kooperationen und Kontaktaufnahmen, Vernetzungen, im Team, mit kompetenten Fachleuten und im Stadtteil.“

Rahlstedt ist ein sehr gemischter Stadtteil, erklärt Lechel. „Auf der einen Seite sehr bildungsnahe Eltern. Deren Kinder werden auf's Gymnasium gehen. Das sind etwa 50 Prozent unserer Schülerschaft. Aber die andere Hälfte kommt aus einem sozialen Brennpunkt, Großlohe. Das sind Kinder, bei denen man sofort ein großes Bedürfnis nach Struktur spürt, weil sie die zuhause wenig bekommen.“ – Und das Kollegium? „Das Kollegium besteht vorwiegend aus Lehrerinnen. Wir haben eine ganz bunte Belegschaft. Insgesamt – mit Erzieherinnen und Erziehern, dem sozialpädagogischen Team, Schulsekretärinnen, Reinigungspersonal, Hausmeister – sind etwa 70 Menschen hier beschäftigt.“

Die Atmosphäre, die der Besucher in den nächsten Stunden erlebt,

deckt sich kaum mit den Erwartungen, die er aus alter Gewohnheit mit sich schleppt. Am nächsten Tag etwa ist Schuleinführung für fünf erste und drei Vorschul-Klassen, mit all dem üblichen Brimborium. Vor Ort ist keine Hektik zu spüren, alles scheint still und leise und professionell unaufgeregt vorbereitet worden zu sein. Auf dem Direktorenschreibtisch, neben dem Computerbildschirm, residiert ein wunderschöner frischer Gladiolenstrauß, den Lechel zum Schuljahrsbeginn von seiner Frau geschenkt bekommen hat. Der Strauß steht souverän auf seinem Platz, als wolle er sagen: „Nur die Ruhe. Wir schaffen das!“ Die Freundlichkeit des entspannt und gleichzeitig aufmerksam wirkenden Schulleiters, die bunten Farbtupfer an unerwarteten Orten, die Ruhe, das leise Hintergrundrauschen aus den Klassenzimmern und von draußen – all das bestimmt die ersten Eindrücke des Besuchers, für den üblicherweise „öffentliche Schulen“ allein schon aus Altersgründen mehr und mehr zur Terra incognita zu werden drohen. Unvermeidbar, dass er sich zunächst einmal mit einem Rucksack voller Vorurteile, Halbwissen und Kindheitserfahrungen im dreigliedrigen bayerischen Schulsystem der Schule am Waldrand nähert – einer Schule mit riesigem Wiesenareal, mit alten Laubbäumen, mit einem gern genutzten kleinen Amphitheater, Turnhallen, Mensa, Schulgarten, großen Spiel- und Ruheflächen im Freien, selbstverständlich mit Hängematten, und äußerlich bedingt attraktiven, in Wabenform errichteten ein- und zweistöckigen Klassenzimmergebäuden, vermutlich aus den 1970er Jahren.

Was hatten sich engagierte Studenten damals nicht alles erträumt von Veränderung der Gesellschaft durch Erziehung. Die Reformpädagogik der

Weimarer Republik. Die Unterrichtsmethoden des französischen Schulerneuers Freinet. Die antiautoritären Experimente in Folge der Studentenbewegung. Alles inzwischen zerrieben in den Mühlen der unüberschaubaren Zwänge des öffentlichen Schulsystems? Ja und nein. Es hängt so viel von den individuellen Verhältnissen vor Ort ab und nicht nur vom „System“. Von der Offenheit einer fassbaren und zugewandten Schulbürokratie, von Elan, Leidenschaft, Vertrauen und den Fähigkeiten der Menschen, die in einer Schule zusammenarbeiten. Von ihrem Geschick, mit den Eltern verschiedenster sozialer und kultureller Herkunft in einen freundlichen Kontakt zu treten. Von den Förderangeboten für Schüler und Schülerinnen – für die aus bildungsfernen und bildungsnahen Familien, vom offenen Erfahrungsaustausch der Lehrenden, von Weiterbildungs- und Supervisionsangeboten. Von den Möglichkeiten, die Schule zu einem kulturellen Zentrum im Stadtteil zu machen und die verschiedenen Interessensgruppen miteinander ins Gespräch zu bringen. – Das alles scheint in dieser Schule möglich zu sein durch eine Vielzahl von Ursachen und Gründen: Ideelle Gemeinsamkeiten im Kollegium. Pragmatisches Engagement. Ein erstaunlich vielfältiges Förder- und Kulturangebot. Klare Verantwortungsstrukturen. Und Führungsstärke durch einen Schulleiter, der sowohl die Primärtugenden des Zusammenlebens und -arbeitens in einer Gemeinschaft preist als auch das praktische Unternehmertum: „Als Schulleiter muss man Unternehmer sein. Das geht gar nicht anders. Da muss man gucken: Wo gibt's Gelder, welche Kooperationen geh ich ein? Wie komme ich an unsere digitale Ausstattung?“

Also noch einmal die Schlüsselfrage vom Anfang: Kann Schule dem

immer komplexeren Krisenszenarium überhaupt noch erfolgreich etwas Leibhaftiges und Hoffnungsvolles von Bestand entgegensetzen? Jan Lechel: „Uns hat die Pandemie eher zusammengeführt als getrennt. Wir hatten in den vergangenen zweieinhalb Jahren eine sehr unaufgeregte Schulgemeinschaft. Natürlich gab es Maßnahmen, die umgesetzt werden mussten. Maskenpflicht. Punkt. Keine Diskussion. Viele sind über sich hinausgewachsen in der Krise. Das Kollegium hat unglaublich gute Arbeit gemacht, Homeschooling, Betreuung, gerade von Kindern alleinerziehender Mütter oder Väter, die zum Teil auch psychisch instabil waren. Und das ist ja furchtbar für diese Kinder! Unglaublich viele Angebote wurden geschaffen. Es gab viel Initiative in der Krise. Ich habe mich nicht alleingelassen gefühlt. Und die Schulbehörde hat regelmäßig informiert und Transparenz gezeigt. Nicht zu vergessen: Sie hat uns ermutigt. ‚Ihr macht das gut!‘ Die jüngste Schulinspektion hat unsere Arbeit mit ‚außergewöhnlich‘ bewertet. Und – das hört sich fast nach einem Nordkoreaergebnis an: 96 Prozent aller Mitarbeitenden fühlen sich hier pudelwohl.“

Im Gespräch betont der Schulleiter mehrmals die existentielle Bedeutung eines vertrauensvollen Klimas im Schulteam: „Ich glaube, unser Kollegium hat verstanden, dass gute Schule auch gute Kollegialität bedeutet. Wir haben hier eine neue Struktur aufgebaut. Lehrer sind sehr stark in den Jahrgängen organisiert und tauschen sich fast jeden Donnerstagnachmittag in Teamsitzungen selbstständig aus, ohne mich. Als Schulleitung lassen wir ihnen da auch sehr viel Freiheit.“ Man glaubt Jan Lechel aufs Wort, dass er dafür aus vollem Herzen kämpft und nicht, weil ihm eine pädagogische

Allerweltsweisheit leicht von der Zunge geht. Schaffung und Nutzung von Spielräumen, von denen es mehr gibt als man glauben könnte – dafür hat er offene Augen und Ohren. Sagt er. Und in der Tat: das, was der Besucher sieht, lässt ihn vermuten, dass in der Schule und um die Schule herum eine Truppe von Spürnasen unterwegs ist – auf der Suche nach neuen Freiräumen.

Am Schluss des Gesprächs drängen sich natürlich noch zwei Fragen auf: Wie wurde Jan Lechel zu einem so klar strukturierten und vor allem zu einem so optimistischen Schulleiter? Und wie hält man so ein Leben zwischen Idealismus, Realismus, Curriculum und freiem Unternehmertum aus, ohne Privatleben und Gesundheit zu gefährden? „Viel Delegieren. Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden. Prioritäten setzen. Ein gutes Zeitmanagement. Mit dem Kollegium sprechen. Beziehungen pflegen.“ – Das mag die eine Seite der Medaille sein. Bestätigungen der eigenen Arbeit durch Dritte und eigenständige Erkenntnisse über „Was für ein toller Beruf das ist!“ die zweite. Und wenn es eine dritte Seite der Medaille geben würde, dann könnte auf ihr Lehrer Lechel zu sehen sein, wie er sich an jedem Schultag auf den Sattel seines E-Bikes schwingt und sich von seinem Wohnort Volksdorf aus nach Rahlsedt und zurück bewegt. Dreizehn Kilometer, einfach. Ein Grund jedoch passt auf keine Medaille: Seine aus tiefster Seele emporsteigende Gewissheit „So nicht!“, wenn er sich an traumatische Erfahrungen mit Lehrern während seiner eigenen wilden Schullaufbahn erinnert, die immerhin drei Gymnasien, eine Realschule und eine Waldorfschule umfasste. „Ich hab die komplette Schullandschaft durchwandert und dabei ganz selten einen Lehrer getroffen, von dem ich wirklich hätte sagen wollen: ‚Mensch, an dem will ich wachsen.‘“



Bochum, Hauptstraße



Bottrop, Hauptstraße



Bottrop, Hauptstraße



Herne, Hauptstraße



Herne, Hauptstraße



Bochum, Hauptstraße



Bochum, Hauptstraße



Witten, Hauptstraße



Witten, Hauptstraße

Dona Ana oder: „Mach mal die Tür zu, ich muss durch!“

Portrait Ana Amil

Das Stadtteilmagazin „Szene Hamburg“ hat Ana Amil kürzlich zur „Hamburgerin des Monats“ gekürt. Nach unserem Gespräch frage ich mich, warum sie eigentlich nicht „Hamburgerin des Jahrzehnts“ geworden ist.

Schon das, was ich von ihr vorab auf Online-Seiten erfuhr, machte mich leicht schwindelig. Ana Amil ist Stadtteilaktivistin auf/in St. Pauli. Im Gespräch traf ich auf eine toughe Mitvierzigerin, die nur einmal ihren sprudelnden Gedankenfluss unterbrach, als ich sie fragte, was das Allerwichtigste sei, das sie umtreibe. Langes Schweigen. Dann: „Mich treibt die Vision an, dass alle Menschen ein gleichwertiges, glückliches, entspanntes Miteinander haben. Und meine Sprache, mein Werkzeug, ist Kunst und Kultur. Und die Wege dahin sind vielfältig.“ Auch bei ihr selbst sind die Wege dahin vielfältig. Sie *ist* Kulturmanagerin, Stadtteilaktivistin, Vorsitzende des Kabinetts der schönen Künste, Ausstellungskuratorin, Veranstaltungsorganisatorin, Dozentin, Modedesignerin, Rock- und Popsängerin, Gedichteschreiberin, Merchandising-Expertin, Kollektivistin, alternative Lebensstilistin, Netzwerkerin, Rollschuhläuferin, Basketballspielerin, Familienmensch mit Mann Paul und Patenhund Knut, mit vier Patenkindern und zwei Nefen. Sie *war* eigentlich schon kurz vor ihrer Geburt Aktivistin, denn ihre Mutter erinnert sich immer wieder gern daran, dass Klein-Ana bereits im Mutterleib aufmüpfig gewesen sei und sich lautstark zu Wort gemeldet habe. Das ging dann in den Folgejahren so weiter: Handfeste Verteidigerin ihres kleinen Bruders nach ungerechten Angriffen mit fünf. Zeitungsausträgerin mit zwölf. Begnadete Jungsängerin im katholischen und im evangelischen Kirchenchor. Danach manchen Mist gebaut, sagt sie, wie das halt leiden-

schaftliche Pubertiere so tun, besonders wenn sie ein kaum zu zügelndes Temperament haben. Schulsprecherin am Gymnasium. Ehrenamtliche Helferin im Flüchtlingsheim. Kuratorin von Schulausstellungen. Babysitterin, Helferin im Altenpflegeheim, Fachabitur. Mit 17 aus dem Elternhaus. Mit 18 auf St. Pauli. Antifakämpferin, Frauenrechtlerin, Tierschutzaktivistin, Betreuerin in der Jugendgerichtspflege, abgebrochenes Studium von Wirtschaft und Politik, Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin und und und. Und jetzt studiert sie an der Hochschule für Musik und Theater, um ihr Fachzertifikat als Kulturmanagerin zu erlangen.

Auf der Suche nach einer Gemeinsamkeit zwischen uns fand ich dann doch etwas völlig Unerwartetes: Eine Großmutter. Eine Großmutter als Vermittlerin zwischen unseren so verschiedenen Welten. Meine böhmische Großmutter war die erste und wichtigste Muttmacherin in meinem Kinderleben. Anas Großmutter mütterlicherseits lebte in ärmlichen Verhältnissen in Nordportugal, war zeit ihres Lebens Analphabetin, brachte vierzehn Kinder zur Welt, von denen sechs starben. Ana Amil erinnert sich: „Sie war die würdevollste Person, die ich in meinem gesamten Leben kennengelernt habe. Vieles, was sie tat, war für mich manchmal nicht zu verstehen, weil ich weiß, wieviel Hunger sie gelitten hat. Sie war nebenbei auch Hebamme und unglaublich hilfsbereit. Sie hat immer an die Solidarität geglaubt und sie hat Zusammenhalt gelebt. Dabei war sie freundlich und fröhlich. Ich habe sie nie schreien gehört. Und als ihr Mann gestorben war, hat sie sich noch die Welt angeguckt. Sie wurde ihr ganzes Leben lang Dona Gloria genannt. Das war eine Ehrerbietung.“

Großmütter verbinden – kluge, freundliche, weltzugewandte Großmütter, die einen jungen Menschen wie selbstverständlich an der Hand nehmen und den aufrechten Gang durchs Leben lehren, selbst wenn sie nur ein Meter und fünfzig hochgewachsen sind.

Doch eine Großmutter allein kann Anas enorme Willenskräfte nicht erklären. Dazu braucht es, *zweitens*, noch die positive Reibung zweier Kulturen, zwischen ihren portugiesischen und ihren spanischen Wurzeln also. Dass sich der Sanftmut ihrer portugiesischen Großmutter mit der Impulsivität, dem Gerechtigkeitssinn und dem politischen Engagement ihres spanischen Vaters – eines Tischlers – verband, erzeugte einen Energieschub, von dem Ana heute noch reichlich schöpft: „Mein Vater und meine Großmutter sind die prägendsten Menschen in meinem Leben.“ Dass sie sich, *drittens*, in Quickborn als Tochter von Gastarbeitern zur Welt gekommen, mit den Realitäten der norddeutschen Provinz herumschlagen musste, um wahrgenommen und anerkannt zu werden, war schließlich eine ebenso wichtige Energiequelle für Impulsivität, Ernsthaftigkeit und Beharrlichkeit ihres Tuns. Sie würde diese Verbindung „Haltung“ nennen, die die höchst unterschiedlichen Kraftquellen bündelte, bevor das ganze System implodierte oder explodierte. Ana: „Was mich getrieben hat: Ich war ganz lange wütend. Auf alles. Auf Menschen. Auf Gesellschaft. Auf Politik. Am meisten hat es mich wütend gemacht, dass ich das Gefühl hatte, nicht teilnehmen zu dürfen. Zwar wuchs ich behütet in einer deutschen Kleinstadt auf, ging als Kind eines Tischlers und einer Putzfrau aufs Gymnasium, wo sich die Akademikerkinder tummelten, behauptete mich, hatte viele Freunde. Aber mich hat

wütend gemacht, dass ich zwar Glück hatte, andere jedoch nicht. Dass ich nicht alleine dagegen kämpfen konnte, habe ich bald erkannt. Ich brauche Menschen, die ich mitreiße. Das war permanent anstrengend.“

Plötzlich geht mir ein Licht auf, an wen mich Ana Amil erinnert, auch wenn sie alles andere ist als eine Ritterin von der traurigen Gestalt. An Don Quijote. Ja, sie hat in ihrem Leben oft gegen Windmühlen gekämpft, die sie für Riesen hielt und gegen mächtige Heere, die nichts anderes waren als staubumwölkte Hammelherden. Häufiger jedoch stellte sie sich Riesen entgegen, die zwar nicht so riesig waren, wie sie es sich selbst einbildete, aber eben doch Machtmenschen mit einem Hang, Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten zu befördern. „Ich hab Don Quijote echt geliebt. Mein Vater musste mir die Geschichten immer wieder erzählen. Don Quijotes Kampf gegen die Windmühlen hat mich mein ganzes Leben lang geprägt. Ich glaub, ich hab gegen alle Windmühlen dieser Welt gekämpft.“ Auch, dass sie immer eher gegen Riesen als gegen Zwerge kämpfen wollte, hat sie mit Don Quijote gemein: „Ich wollte eigentlich immer eine Klasse über mir kämpfen. Mein Vater hat mich ermahnt: ‚Du musst erst einmal Leichtgewicht schaffen und dann kannst du dich mit dem Schwergewicht anlegen.‘ Mein Ding aber war: ‚Mach mal die Tür zu, ich muss durch.‘“ – „War ein Sancho Panza an Ihrer Seite?“ – „Immer. Ich hatte ganz viele Sanchos. Das ist ja der Grund, warum ich überhaupt hier sitze. Ohne die Unterstützung der Sanchos um mich herum – alle divers wie das Leben! – würde ich hier nicht so sitzen, nicht die Arbeit machen können, die ich tue. Ich hatte immer Menschen um mich, die mich bestärkten und förderten und die verstanden, dass ich es ernst meine.“

Und damit kommen wir natürlich zur Stadtteilarbeit auf St. Pauli, der sie sich mit aller Kraft verschrieben hat. Für größere Aufmerksamkeit sorgte, zum Beispiel, das digitale Feminité Museum, das auch für analoge Ausstellungen genutzt wird. Damit werden Kunst, Geschichten und Geschichte von „Menschen, die sich weiblich lesen“ auf St. Pauli lebendig. Im Mittelpunkt steht hier die Ausstellung „18 Weiblichkeiten aus St. Pauli“, die von der Toepfer Stiftung mit einer Ausstellung in der Millerntorwache gefördert, mit über 20.000 Zugriffen erfolgreich online besucht wurde und später auch analog im Gemeinschaftstreff „Teehaus“ in den Großen Wallanlagen zu sehen war, bevor sie weiterwanderte und nun mit neuen St. Pauli-Biografien ergänzt wird. „Alles, was ich mache, muss niedrigschwellig und barrierefrei stattfinden. Ich habe lange nach einer Möglichkeit gesucht, irgendwo ausstellen oder Lesungen organisieren zu können, wo Menschen mit Behinderung, ältere Mitbürger und Bürgerinnen, teilhaben können. In meinem Team arbeiten nonbinäre Menschen mit, Menschen mit Trans-Hintergrund, Menschen mit migrantischem Hintergrund. Das ist total wichtig für mich, weil ich den Blick darauf behalten will.“

Selbst wenn mir Hamburgs Szenegeschehen fremd ist, drängt sich die Frage auf, die sich landauf landab in den Kulturszenen stellt: Leben und arbeiten auch engagierte Gruppen vor dem Hintergrund zunehmender Polarisierungen in der Gesellschaft mehr denn je in ihren jeweiligen Blasen, weil sie dort so etwas wie Geborgenheit oder sogar Heimat finden? Ana: „Es gibt hier einen Ausdruck: ‚Alle butschern so vor sich hin‘, die rühren also alle in der eigenen Suppe. Die lassen einen machen, machen ihr eigenes Ding und

haben so gar nicht den Blick für Andere. Ich bin aber halt vom Typus her anders, weil ich ja ganz anders aufgewachsen bin. Wenn man sich unsere Webseiten anguckt, steht da drin: ‚Kontaktiert uns, solidarisiert euch, vernetzt euch!‘ Ist aber manchmal in der Realität nicht so einfach. Viele sind halt mit sich selbst beschäftigt. Ich bin aber nicht so. Ich hab mal zu unserem Kultursenator gesagt: ‚Wissen Sie was: Ich kann Gosse und Parkett.‘ Hat er tierisch gelacht.“

Dass ein träger bürokratischer Apparat, dass buchhalterische Verpflichtungen und manch Inkompetenz von Sachwaltern den Gang der Dinge manchmal behindern – keine Frage. Aber Ana Amil hat auch überraschend gute Erfahrungen im Umgang mit Behörden und kommunalpolitischen Entscheidern gemacht. Das schreibt sie nicht zuletzt der Hartnäckigkeit und Ernsthaftigkeit zu, mit der sie und ihr Team um die Projekte kämpfen. Ein bisschen erinnert mich das an das, was die Berliner Frauenrunde um Lieselotte Klein miteinander verbindet: Eine freundliche Frechheit, mit der sie ihr selbstbestimmtes Handeln verteidigen.

Selbst wenn Ana ihre Berechnung, die sie mir am Ende des Gesprächs augenzwinkernd mitteilt, nicht so ganz furchtbar ernst meint: Es treibt sie der Gedanke an, all das könnte zu einer „Anaischen Weltrettungsformel“ gerinnen, was sie seit ihrer vorgeburtlich aktivistischen Zeit an bedeutenden Prägungen für ihr autonomes Leben erfahren hat: Durch die portugiesische Großmutter, den spanischen Vater, durch Miguel de Cervantes, durch ihre Zeit als Quickborner Gastarbeiterkind, durch ihr vielfältiges Leben auf St. Pauli und den offenen Blick auf die Diversitäten in dieser Welt: „Ich hab mal

ausgerechnet, wenn ich in meinem jetzigen Leben 25 Menschen inspiriere und sie so nachhaltig beeinflusse, dass sie sagen: ‚Die Frau war mein Vorbild und ich mach das gleiche wie sie‘, dann haben, wenn jede_r wieder 25 und von denen wiederum jede_r 25 generiert, dann haben innerhalb von zwei Generationen 350.000 Menschen das Leben nachhaltig verändert. Wenn alle das so machen würden, dann bräuchten wir weltweit nur knapp 14.000 Menschen und die ganze Welt hätte sich verändert. Es ist total einfach.“ – „Aber aus den 25 Menschen sollten doch bitte nicht lauter kleine Anas werden. Wo bleibt da die Diversivität?“ – „Naja, daraus werden ja auch ein paar Yusufs und Nadines. Bitte nicht alle so wie ich! Das wär ja total nervig!“

ZUKUNFTSGERECHTE LANDNUTZUNG

Vor dem Hintergrund von Klima- und Biodiversitätskrise, Strukturwandel, Digitalisierung und veränderten gesellschaftlichen Erwartungen steigt der Veränderungsdruck auf verschiedene Formen der Landnutzung, auf Agrar- und Ernährungssysteme genauso wie auf Wälder und Schutzgebiete. Es stellen sich Fragen nach einer nachhaltigeren und klimagerechteren, im Einklang mit Zielen des Naturschutzes stehenden Land- und Forstwirtschaft genauso wie nach größerer Ernährungssouveränität, der Zukunft ländlicher Räume, von Kulturlandschaften und von Flächen, die nicht der Produktion unterliegen. Klar ist: Ein „Weiter so wie bisher“ ist an vielen Stellen keine Option. Die Frage ist, wie der Wandel gestaltet werden kann. Mit dem Programmbereich Zukunftsgerichte Landnutzung bietet die Toepfer Stiftung verschiedene Formate für Interessierte aus Landwirtschaft, Naturschutz, Wissenschaft und Zivilgesellschaft. Wir ermöglichen Diskussion und Dialog und unterstützen konkretes Handeln im Sinne einer zukunftsgerchteren Landnutzung.

Mit zwei „Ideen- und Handlungsschmieden“ zur zukunftsgerichten Landnutzung startete im Jahr 2020 die Neuausrichtung des Programmbereichs. Ausgehend von der Feststellung, dass die notwendige Transformation als gesellschaftliche Aufgabe zu verstehen ist, setzen sich die Teilnehmenden

in einem fundierten und zugleich kreativen und spielerischen Prozess mit der Zukunft der Landwirtschaft auseinander. Den Auftakt bildete eine offene dreitägige Zukunftswerkstatt; daran anknüpfend folgte ein vertiefender Workshop zur Fragestellung „Wie werden junge Landwirte und Landwirtinnen fit für die anstehende Transformation?“. Weitere „Ideen- und Handlungsschmieden“ finden nach Bedarf statt.

2021 startete mit der „Spring School“ ein mehrtägiges Programm auf dem Gut Siggen für junge Menschen in der landwirtschaftlichen Ausbildung, für Berufsschullehrkräfte sowie Ausbilderinnen und Ausbilder im landwirtschaftlichen Bereich, das sich den Wegen in eine zukunftsfähige Landwirtschaft widmet, verschiedene Herausforderungen und Zukunftsthemen der Landwirtschaft adressiert – von regenerativen, klimagerechten Ansätzen der landwirtschaftlichen Produktion bis zu solidarischer Landwirtschaft und anderen Geschäftsmodellen, von biodiversitätsfördernden Maßnahmen in der ökologischen wie der konventionellen Landwirtschaft bis zur Prekarität der Landwirtschaft in der Wertschöpfungskette und den Möglichkeiten, die Resilienz eines Betriebs und der in ihm arbeitenden und lebenden Menschen zu steigern – und jeweils reflektiert, wie sich diese in der landwirtschaftlichen Ausbildung stärker verankern ließen.

Beginnend mit dem Jahrgang 2022 wurde das Programm weiterentwickelt zu einer „Spring & Autumn School“: die Teilnehmenden treffen sich zweimal – einmal im Frühjahr, einmal im Herbst – zu mehrtägigen Seminaren in Siggen, welche durch Exkursionen und digitale Austausch-Möglichkeiten

im Verlauf des Jahres ergänzt werden. Auch für das Jahr 2023 ist wieder ein Durchgang geplant.

Die „Spring & Autumn School“ wird wesentlich unterstützt durch eine vierköpfige ehrenamtliche Steuerungsgruppe, die ihre Expertise aus der (ökologischen wie konventionellen) Landwirtschaft sowie aus der schulischen, überbetrieblichen und universitären landwirtschaftlichen Ausbildung in die Gestaltung des Programms sowie die Auswahl der Teilnehmenden einbringen. Mathias von Mirbach, der auf den nächsten Seiten zu Wort kommt, ist eines der Mitglieder der Steuerungsgruppe.

Flankiert werden die Aktivitäten im Bereich Zukunftsgerechte Landnutzung durch einen **Förderfonds für Projekte**, die zu einem modellhaften Wandel in Richtung einer zukunftsgerechten Landnutzung beitragen und die gesellschaftliche Debatte hierüber bereichern, sowie durch verschiedene Kooperationen und Veranstaltungen in den Bereichen Landwirtschaft, Naturschutz und Stadt-Land-Beziehungen. Seit 2002 vergibt die Föderation der Natur- und Nationalparke Europas e.V. (**EUROPARC Föderation**) zudem mit Unterstützung der Toepfer Stiftung jährlich drei sogenannte Alfred Toepfer-Reisestipendien für Naturschutz. Diese Stipendien sind dazu bestimmt, Nachwuchskräften auf dem Gebiet des Managements von Schutzgebieten für Studienzwecke eine Reise in ein anderes europäisches Land zu ermöglichen. In den Jahren 2020 und 2022 wurden jeweils drei Stipendien vergeben.

Unter dem Begriff **Mission Investing** diskutiert die Stiftungsbranche seit einigen Jahren Anlageformen für das Stiftungsvermögen, bei denen neben der Erzielung einer Rendite auch die eigenen Stiftungszwecke gefördert bzw. verfolgt werden. Die Toepfer Stiftung praktiziert, initiiert durch den Stifter, eine Ausprägung einer solchen zweckorientierten Vermögensanlage mit ihrem Gut Siggen in Ostholstein bereits seit vielen Jahrzehnten. Dieser landwirtschaftliche Betrieb, der auf Marktwertbasis rund ein Drittel des Vermögens der Stiftung ausmacht und dessen Wert heute von Fachleuten auf rund 50 Millionen Euro geschätzt wird, war für die Stiftung immer weit mehr als nur ein Investment. Der dort von der Stiftung eingesetzte landwirtschaftliche Verwalter steht – mit einem großen Vertrauensvorschuss der Stiftung als Eigentümerin ausgestattet und unter großzügigsten Rahmenbedingungen – wie die Stiftung selbst in der Verpflichtung, sich den Herausforderungen der Zeit pionierhaft und zukunftsgerecht zu widmen. Prozess – und ihr Gut Siggen auf dem Weg.

In einem Gespräch mit Marlehn Thieme, Vorsitzende des Stiftungsrates der Toepfer Stiftung und ehemalige Vorsitzende des Rates für nachhaltige Entwicklung, erläutern Thomas Walch, Verwalter auf Gut Siggen, sowie sein Sohn Johann Walch, Mitarbeiter des Betriebes in dritter Generation, ihr Selbstverständnis.



Bergisch Gladbach, Hauptstraße

anders zusammen

Was ist dran an dieser gemeinnützigen Stiftungslandwirtschaft?

Marlehn Thieme im Gespräch mit Thomas und Johann Walch

Marlehn Thieme: Was ist für Sie das Besondere an Gut Siggen als landwirtschaftlicher Betrieb, aber auch als Betrieb einer Stiftung?

Thomas Walch: Ich bin seit 1997 Verwalter und Betriebsleiter auf Gut Siggen. Ich bin hier als Kind aufgewachsen und habe dann die Nachfolge meines Vaters angetreten. Siggen ist für mich Heimat. Es ist für mich Leben und mehr als ein Job. Seit 1973 ist die Familie Walch für die Stiftung in Siggen tätig und hat sicherlich eine Handschrift hinterlassen: mein Vater von 1973 bis 1997 und ich mittlerweile ja auch seit 25 Jahren. Da ist es ganz normal, dass man sich emotional sehr verbindet mit dem Ort, mit dem Betrieb, auch mit der Stiftung. Mein Vater hatte ein sehr enges Verhältnis zum Stifter Alfred Toepfer. Und diese emotionale Bindung zum Stifter, zur Stiftung, zum Ort ist sicherlich etwas ganz Besonderes. Es war für mich Ehre und Herausforderung, in die Nachfolge meines Vaters treten zu dürfen. Was Siggen aus meiner Sicht ausmacht, ist die Nähe zur Ostsee, ist der Betrieb mit seiner Natur, mit seinen Gebäuden, das ganz eigene Erscheinungsbild. Es ist etwas Besonderes, auf einem so wunderbaren Ackerbaustandort, der jeden Landwirt das Herz höherschlagen lässt, arbeiten und wirken zu dürfen. Für mich war immer klar, dass ich das Erbe meines Vaters gerne antreten möchte, um den Betrieb weiterzuentwickeln, in seiner – ja, vielleicht auch – Schönheit..

Marlehn Thieme: Und als Stiftungsunternehmen?

Thomas Walch: Als Stiftungsunternehmen ist es für mich eine besondere

Herausforderung. Es war von Anfang an klar, dass man hier in Siggen eine große Selbständigkeit als Betriebsleiter bekommen würde und bekommen hat. Dieser Herausforderung gerecht zu werden, war sicherlich die größte Aufgabe. Und ich hoffe, dass ich in meiner Amtszeit bis dato dieser Sache gerecht geworden bin. Natürlich bin ich als Landwirtssohn aufgewachsen, und man kann ja nicht wegdiskutieren: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Eine gute Überleitung zu Ihrem Sohn. Vielleicht kann man Ihnen die gleiche Frage stellen, Johann, gerade weil sie hier noch nicht die Verantwortung haben und auch andere Betriebe sehen: Was ist aus Ihrer Sicht an dieser gemeinnützigen Stiftungslandwirtschaft dran?

Johann Walch: Also, bisher hatte ich mit der Stiftung eigentlich wenig Berührung, aber ich nehme sie natürlich als Inhaberin des Betriebes wahr. Für mich ist aber ganz klar: ich bin hier großgeworden und sehe Siggen deshalb auch als Zuhause an. Ich kenne hier jeden Winkel und jedes Korn von jedem Acker. Als kleiner Junge bin ich mit meinem Opa mitgefahren, später bei meinem Vater. Manchmal bin ich auf dem Trecker eingeschlafen, aber ich wollte von Klein auf immer mit dabei sein und irgendwie auch das Gefühl haben: Ich kann schon was mithelfen. Und das durfte ich dann auch und konnte aktiv Landwirt, tja: spielen am Anfang, und später richtig mit anpacken.

Was ist an Entwicklung, an Erfolgen Ihrer Zeit hier für Sie das Wichtigste?

Thomas Walch: Da bin ich relativ einfach gestrickt, weil ich sage: „Ich hab in 25 Jahren 25 Ernten hingestellt und eingebracht.“ Das ist für mich eine ganz besondere Leistung als Landwirt. Ich habe ja schon vorher in anderen Betrieben gearbeitet und gelernt, aber dann selbst die Verantwortung zu übernehmen und mit Erfolg Ernten hinzustellen und zu produzieren – das ist ein großes Glück, für mich und für die Stiftung. Aber wenn man passioniert ist, dann fragt man nicht, für wen man das tut, sondern man ist einfach von seinem Job überzeugt und möchte den eben gut machen.

Aber Landwirt sein ist ja auch wirtschaftlich wie technisch heute gar keine einfache Sache. Und daher meine Frage: Was ist anders bei einer gemeinnützigen Stiftung, als wenn es Ihr eigener Betrieb wäre oder Sie einen Kapitalinvestor hätten?

Thomas Walch: Im Prinzip ist es im Tagesgeschäft für mich kein Unterschied. Denn es geht darum, eine ordnungsgemäße, fachgerechte Landwirtschaft zu betreiben, die gewinnorientiert, ressourcenschonend und nachhaltig ist, die also das Gesamtpaket betrachtet. Unter dem Dach der Stiftung ist es aber natürlich schon so, dass man dem System Rechnung tragen muss und dass es bei großen Entscheidungen eher schwierig ist und etwas länger dauert mit der Entscheidungsfindung, um im Tagesgeschäft weiterzukommen.

Ist die Beweislast für eine Entscheidung größer als bei einem Kapitalinvestor oder ist sie kleiner – aus Ihrer Erfahrung?

Thomas Walch: Ein Unternehmer kann sicherlich auch schwierig sein und seine Prioritäten setzen. Das ist letztlich immer abhängig von der Chefetage – ob es nun der Einzelunternehmer ist, der die Vorgabe macht, oder das Stiftungsgremium. Und wie sich da Mehrheiten oder Meinungen herausbilden, war und ist für mich immer eine Herausforderung, gerade im Hinblick darauf, dass man mit vielen Nicht-Landwirten zu tun hat. Insofern galt es häufig, Überzeugungsarbeit zu leisten, um mehrheitsfähige Entscheidungen zu bekommen und zum Beispiel die Trocknungsanlage in Siggen am Ende wirklich durchzusetzen und zu errichten. Die Entscheidungsfindung bei diesem Projekt hat ja fünf Jahre gedauert.

Hat sich denn die Entscheidungsfindung in der Landwirtschaft – Sie haben vorhin das Stichwort „Nachhaltigkeit“ gebracht – substanziell verändert?

Thomas Walch: Sicherlich ist das Thema „Nachhaltigkeit“ zunehmend auch in den Fokus der Stiftungsarbeit geraten. Und insofern ist es natürlich richtig, dass man in allen Bereichen diesen Maßstab anlegt und auch für den Betrieb in Siggen als Stiftungsvermögen die Nachhaltigkeitsaspekte prüft und hinterfragt. Die Stiftung ist mit gutem Recht daran interessiert zu wissen, ob denn der landwirtschaftliche Betrieb nachhaltig geführt wird. Deshalb hat man in Siggen eine DLG-Zertifizierung auf Nachhaltigkeit durchgeführt, die dann positiv beschieden und anerkannt worden ist. Als Ergänzung wurde eine CO₂-Bilanzierung für den landwirtschaftlichen Betrieb durchgeführt. Auch die ist mit einem guten Ergebnis gelaufen. Und

dieser Weg ist natürlich nicht zu Ende. Trotzdem ist es so, dass alle Parameter auf einen laufenden praktischen Betrieb angewandt worden sind, ohne dass die Vorgaben vor zehn oder fünf Jahren schon bekannt waren und jemand gesagt hat: „Das machen wir.“ Insofern war es für mich eine gewisse Bestätigung der eigenen Arbeit, dass aus dem laufenden Betrieb heraus festgestellt werden konnte, dass die angewandten Maßstäbe erfüllt waren. Deswegen ruhen wir uns aber nicht aus oder lehnen uns zurück, sondern wollen den Weg konsequent weitergehen und aktuell auch die CO₂-Bilanzierung nach THEKLa fortführen, um zu schauen, dass wir unsere CO₂-Emissionen für den Betrieb weiter senken.

Und was ist perspektivisch innovationsmäßig noch dran? Der Klimawandel macht ja auch vor Schleswig-Holstein nicht halt.

Johann Walch: In der Universität und auch in Fortbildungen und Vorträgen nehme ich als junger Student wahr, wie wichtig und entscheidend der Klimawandel für die Landwirtschaft ist und sein wird. Wir spüren ihn auch in Deutschland schon, vor allem in Mitteldeutschland und in Bereichen Süddeutschlands, wo die Ackerbauern schlechtere Erträge einfahren als in früheren Jahren und wir auch schon von Nahrungsmittelknappheit sprechen müssen – in Deutschland und weltweit. Außerdem bringt der Klimawandel nicht nur Trockenheit und Dürre nach Deutschland. Auch einige Krankheiten und Krankheitserreger, beispielsweise aus dem Mittelmeerraum, könnten nach Deutschland und auch nach Ostholstein kommen und hier die

Nahrungsmittelproduktion erschweren. Was wir als Studenten mitkriegen: Innovation ist gefragt im Bereich der Pflanzenzüchtung, damit wir neue und bessere Sorten am Markt haben, um auf den Klimawandel reagieren zu können. Und der Pflanzenschutz ist ganz klar im Fokus. Da bin ich auch mit meiner Masterarbeit dran, wie man Pflanzenschutzmittel effizienter und gezielter an Pflanzen heranbringen und ressourcenschonendere Mittel zum Einsatz bringen kann.

Veränderte Anbaumethoden und wahrscheinlich auch völlig andere Früchte und Getreidesorten...

Johann Walch: Genau. Die Frage ist, wie warm es hier später einmal sein wird. Im Prinzip müssen alle Kulturarten, die wir derzeit haben, verbessert werden.

Thomas Walch: Ich glaube auch, dass es ein besonders spannender Zeitpunkt ist, den wir gerade erleben. Der Klimawandel ist Ursache und Aufhänger für unser weiteres Tun, für das, was künftig im Fokus stehen muss.

Konkret?

Thomas Walch: Auch in der Vergangenheit konnten wir ja das Wetter nicht machen, sondern es nur ausnutzen. Auch dieser Standort, der beste Rahmenbedingungen bietet für hohe Erträge und für eine nachhaltige Land-

wirtschaft, wird wahrscheinlich in Zukunft mehr unter Wetterextremen leiden. 2017 hatten wir hier ein extrem nasses Jahr, aber aus meiner Sicht wird Wasser als Rohstoff künftig ein begrenzender Faktor werden. Das ist ja in vielen Regionen auch schon so. Dort sind im Unterboden kaum noch Wasservorräte vorhanden. Da Wasser ein Hauptfaktor für Wachstum ist, wird das sicherlich eine der größten Herausforderungen sein. Wir müssen schauen, ob uns neue Züchtungen etwas an die Hand geben, ob wir über Bodenbearbeitung, Fruchtfolgen oder Aufforstungsprojekte mikroklimatische Situationen schaffen, die den Standort zusätzlich aufwerten. Das haben wir auch schon in der Vergangenheit versucht, durch Neuwaldbildung und Waldumbau.

Ist das vermehrt der Fall, dass Sie aufforsten – im Verhältnis zu früher?

Thomas Walch: Wir sind in einer glücklichen Lage: Der Betrieb hatte eine Ausgangssituation von 100 Hektar Forstfläche und die ist mittlerweile auf 116 Hektar angewachsen, durch 16 Hektar Neuwaldbildung.

An den Knicks – haben Sie dort auch gearbeitet?

Thomas Walch: Wir haben alte Knicks wieder ertüchtigt, renaturiert und neue Knicks geschaffen. Und auch dieser Weg soll nicht zu Ende sein. Das ist aktuell ein Thema, das unter dem Stichwort Agroforstsystem publik gemacht wird. Wir haben das früher einfach nur „Bäume pflanzen“ genannt.

Es bedeutet im Grunde genommen, traditionelle Landschaftselemente wieder zu integrieren in das Gesamtsystem, um der Natur Raum zu geben in Verbindung mit einer hochproduktiven Landwirtschaft, also extensive Flächen neben hochintensiven Flächen parallel existieren zu lassen.

Eine Frage noch zur Kultur, zur Sozialität von Siggen. Sie leben ja hier mit sehr wenigen Menschen in der Umgebung, und die sind meist eher Feriengäste als ständige Bewohner. Welche Entwicklung haben Sie beobachtet und vor allem: Was glauben Sie, was muss geschehen, um den ländlichen Raum zu vitalisieren, um dort ein soziales, kulturelles Leben zu intensivieren? Was könnte ein Beitrag von Siggen sein, um es anders zu machen?

Thomas Walch: Also als Ur-Siggener oder „Eingeborener“ guckt man natürlich anders auf den Ort als jemand, der aus Hamburg als Zweitwohnbesitzer hier die Landschaft genießt. Als Einheimischer kennt man die Zeiten, wo es ruhiger, noch ruhiger war. Damit konnte man sich gut identifizieren. Insofern ist es für mich ein Zwiespalt. Das Erschließen des Ortes für Dritte könnte ab einem bestimmten Umfang auch kontraproduktiv werden, weil man dann das aufgibt oder verliert, was man ja gerade so an Siggen schätzt – das, was man pflegt und in Ehren hält.

Was sieht denn ein junger Mann, der hier großgeworden ist, als Perspektive für Siggen? Wovon träumen Sie, wenn Sie sich Siggen in 25 Jahren vorstellen?

Johann Walch: Das ist eine spannende Frage. Dass der Klimawandel so extrem wird, wie wir ihn jetzt erleben, konnte sich meine Generation nicht vorstellen. Auch nicht, was das für Auswirkungen hat, auf mich, auf meine Kommilitonen und Freunde, aber auch auf nachfolgende Generationen. Und da bleibt eben die Frage: Wie sicher können wir überhaupt noch planen? Wenn ich jetzt für Siggen spreche: ich denke, dass hier weiterhin Landwirtschaft betrieben werden sollte, weil dieser Betrieb ein Gunststandort ist. Ostholstein ist ein im globalen Vergleich starker Ackerbauraum, wo man auch langfristig gut Ackerbau betreiben kann. Natürlich muss man sich überlegen, ob man mehrere Standbeine haben könnte, um sich in Zeiten des Klimawandels abzusichern gegen Missernten oder Preisschwankungen.

Die Energiepreise, die Düngerpreise werden sicher steigen. Der Klimawandel ist selbst an diesem Standort schon erkennbar. Da müssen wir investieren, um dagegenzuhalten. Und das ist sicher eine große Herausforderung. Es wird anders als wir glauben, aber es wird nicht zwingend schlechter sein, wenn wir vernünftig sind.

Johann Walch: Es geht auch darum, mehr Leute zu gewinnen, die hier wohnen und arbeiten wollen. Ich kriege ja mit, wie schwierig es ist, vernünftige Arbeitskräfte zu finden, die dann auch im Betrieb bleiben, die wir binden können. Wichtig wäre also auch eine gute Öffentlichkeitsarbeit, um Personal zu akquirieren.

Ja, das ist aufwendig. Die Technisierung ist so weit vorangeschritten, dass man mittlerweile gut ausgebildete Leute braucht. Diese teuren Maschinen zu bedienen, ist ja eine hochverantwortungsvolle Aufgabe, die fast mehr als eine landwirtschaftliche Lehre braucht.

Thomas Walch: Als Verwalter, der jetzt 25 Jahre hier tätig sein durfte, bin ich trotz aller Probleme sehr stolz auf das, was hier in den Jahren passiert ist und wie wir den Betrieb geführt und weiterentwickelt haben. Wir hoffen, dass wir da anknüpfen und auch die Zukunft gut gestalten können. Besonders stolz bin ich natürlich darauf, dass die Passion an Johann weitergegeben werden konnte. Aber auch auf die Mitarbeiter, die uns hier über die ganzen Jahre begleitet haben. Ohne sie wäre das alles nicht möglich gewesen. Aktuell ist glücklicherweise auch eine Änderung festzustellen im Hinblick auf die Wertschätzung der Landwirtschaft. Dieses Auseinanderdriften von Gesellschaft und Landwirtschaft, was wir vorher erlebt haben, das ist jetzt vorbei, denn die Bedeutung der Nahrungsmittelproduktion ist wieder in den Fokus geraten. Und ich denke, dass gerade ein Standort wie Siggen eine ganz große Berechtigung hat, in diesem Bereich weiter aktiv sein zu dürfen – und die nötige Unterstützung benötigt, damit dies auch morgen passiert, auch unter dem Dach der Stiftung.





Köln, Hauptstraße



Köln, Hauptstraße



Wermelskirchen, Hauptstraße



Wermelskirchen, Hauptstraße



Dhünn, Hauptstraße



Dhünn, Hauptstraße



Gaste, Hauptstraße



Gaste, Hauptstraße

Ich arbeite nicht an der Welt vorbei

Mathias von Mirbach im Gespräch

Landwirt Mathias von Mirbach sitzt in seinem Gärtchen vor dem bescheidenen Wohnhaus – einem ehemaligen Werkstattgebäude. Drumherum Hecken, Wiesen, ein von Entengrütze bedeckter Teich, hohe alte Laubbäume und – Vogelgezwitscher. Das Grundstück liegt – man könnte fast meinen: hochsymbolisch – inmitten des riesigen, kreisrunden Areals des Gutes Neverstaven bei Bad Oldesloe. Als ob sich das Anwesen mit seinen 240 Hektar Nutzfläche gut gegen die Anfeindungen der Welt draußen vor den Hofmauern schützen müsste und zu schützen wüsste. Dass es mit dem Verhältnis von Drinnen und Draußen – von streng ökologisch produzierender Landwirtschaft und dem konventionellen Treiben auf allen Ebenen der Konsumgesellschaft – nicht zum Besten steht, das pfeifen nicht nur die Feldspatzen von den Dächern. Man spürt die Erfahrung des Landwirtschaftsmeisters – einer der Gründerväter des Netzwerks Solidarische Landwirtschaft (SoLaWi) – als Botschafter seiner Lebensaufgabe. Auf ungezählten Podien, Symposien, Seminaren, Schulungen im In- und Ausland hat der Geschäftsführer der Kattendorfer Hof GmbH&Co KG – ein Demeter-anerkannter Betrieb –, Idee und Praxis einer biologisch-dynamischen Landwirtschaft einem mit offenen Ohren lauschendem Publikum verkündet. Von einer Leidenschaft getragen, aus der sein ideeller Lebenskern aus protestantischer Ethik und anthroposophischer Menschensicht funktelt. Allerdings würde er sich vehement dagegen wehren, steckte man ihn und seine moralischen Grundsätze in eine esoterische Schublade. Er sucht und findet Öffentlichkeit und Offenheit für seine Ideen, die davon künden, dass die industrielle Landwirtschaft in ihrer Abhängigkeit von den Großkonzernen

die Welt nicht retten wird. Dass man sich, seiner Ansicht nach, weit mehr als bisher dezentralen Produktions- und Distributionsformen widmen muss, die den Teufelskreis unterbrechen, in dem das hohe Menschheitsgut Lebensmittel zur Profitware degenerierte. Nun scheint der streitbare Landwirt und praktische Philosoph mit 64 Jahren in einem Alter zu sein, in dem es ihn mehr denn je nach Vermittlung seiner Erfahrungen und Lebensprinzipien an die nächste Generation drängt, nicht zuletzt an junge Landwirte und Landwirtinnen. Seine Mitarbeit in der Kerngruppe der Spring and Autumn School der Toepfer Stiftung ist ein Beleg dafür.

In der heute allerorten sichtbaren komplexen Krisensituation, liegt darin nicht eine große Chance von Initiativen, die das dezentrale Wirtschaften befördern?

Grundsätzlich ist natürlich eine Wirtschaftsweise, gerade in der Lebensmittelerzeugung, die dezentral funktioniert, sehr viel stressunanfälliger als es die hochkomplexen Wege sind, die heute Lebensmittel von der Rohstoffherzeugung, dem Einsammeln der Rohstoffe, dem Verarbeiten, der Distribution an den Handel etc.pp. durchlaufen, weil all diese Prozesse in dezentraler Lebensmittelerzeugung und Verarbeitung eben keine langen Wege und großartigen Prozesse benötigen.

Was bedeutet das augenblicklich für die Bio-Landwirtschaft?

Im Augenblick ist es so: Es wird insgesamt nicht weniger Bio gekauft, aber der Verkauf hat sich verlagert, weg vom Fachhandel hin zu den Discountern, mit Eigenmarken, bei denen schon fast keiner mehr durchsteigt: Wo kommt die Ware her?

Ist es nicht erfreulich, dass Märkte ihr Angebot regionalisieren und „biologisieren“?

Aber das ist die falsche Richtung, wenn Großkonzerne die Art von Ökologie bestimmen. Mit der Ökonomie bestimmen sie auch die Ökologie, das heißt auch die Preise der Rohstofflieferanten im ökologischen Landbau. Die großen Player – das sind in Deutschland letztlich vier oder fünf, die sich den Markt der Lebensmittelerzeugung mehr oder minder aufteilen. Die besitzen Marktmacht und wirken entsprechend auf die Erzeugung ein. Die sagen: „Okay, wir sehen ja ein, wir müssen etwas ‚in Bio‘ machen.“ Aus meiner Sicht sind das Marketingmäzchen und kein reales Umsteuern. Der Erzeuger ist an der Stelle, wo er Rohstofflieferant ist, immer das schwächste Glied in der Kette. Man muss sich ja nur angucken wie die Zahl der aktiv wirtschaftenden Landwirte jedes Jahr zurückgeht. Und die Betriebe werden immer größer, immer spezialisierter.

Können Sie sich so etwas wie ein friedliches Nebeneinander der beiden Systeme vorstellen oder ist da ein gnadenloser Kampf der Weltanschauungen im Gange?

Das ist durchaus ein Kampf von zwei Systemen. Im Moment schlägt das Pendel eher zu den Großen. Ich hatte neulich Besuch von einem Bundestagsabgeordneten. Er habe gehört, dass es für Biobetriebe gerade schwierig sei. Im Moment feierten die konventionellen Großlandwirte Party, weil die Erzeugerpreise sehr hoch sind. Und die, die sich rechtzeitig mit Düngemitteln und Pflanzenschutzmitteln eindeckten, haben dieses Jahr das beste Jahr ihrer Geschichte. Dazu kommt: wer in Energiewirtschaft investiert hat, dem geht's richtig gut. Aber, was der Abgeordnete dann sagte: Durch die Energiekrise würden die konventionellen Hilfsmittel – sprich: Mineraldünger, Pflanzenschutzmittel – unglaublich teuer. Er rechne damit, dass über kurz oder lang ökologisch erzeugte Produkte sehr viel günstiger werden als konventionell erzeugte. Wir sehen es ja schon jetzt. Im konventionellen Bereich gibt es inzwischen Preissteigerung von 13 Prozent und darüber hinaus. Wir dagegen haben unsere Preise zwischen zwei und 5 Prozent angehoben. Und das können wir auch kommunizieren.

Nun setzen Sie den Marktmechanismen der Konsumgesellschaft ein ganz anderes Modell entgegen. Das ist kein neuer Ansatz, hatte aber seit dem Zeitalter der Industrialisierung immer den Hauch von Sektenhaftem oder Elitärem oder Weltabgewandtem. Wie steht es um das ideelle oder ideologische Fundament Ihrer Arbeit? Setzen Sie das auch bei Ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen voraus?

Ich gehe nicht mit der Anthroposophie hausieren. Das ist für mich eine indi-

viduelle Geschichte. Ich bin ein großer Verfechter von persönlicher Freiheit im Geistigen. Man muss sehr unterscheiden zwischen meinen Impulsen, mit denen ich den Betrieb gegründet habe, und dem, mit dem sich heute die meisten Menschen, die mitarbeiten, verbinden können. Was also Konsens ist: Für eine gute Sache arbeiten, dezentrale Lebensmittelerzeugung und direkte Beziehung zu den Abnehmern. Und auf jeden Fall mindestens ökologisch, möglichst energieeffizient.

Birgt das nicht die Gefahr einer Nischenlandwirtschaft?

Für mich ist der Dreh- und Angelpunkt die biologisch-dynamische Landwirtschaft. Deren wesentlicher Inhalt ist die möglichst geschlossene Betriebsindividualität, also das Bestreben, mit möglichst wenig Hilfsstoffen von außerhalb klarzukommen, um damit eine nachhaltige Fruchtbarkeit der Böden, der Pflanzen, der Tiere zu gewährleisten. Und sich damit relativ autark zu machen von dem, was aus meiner Sicht in der Landwirtschaft seit 150 Jahren schief läuft.

Sehen Sie in der sich immer deutlicher abzeichnenden Energiekrise eine Chance zu radikalen Veränderungen des Wirtschaftens, auch in der Landwirtschaft?

Aus meiner Sicht ist die Energiekrise keine so bedrohliche. Die kann man lösen. Eine viel größere Krise, die mit dem Klimawandel korreliert, ist der

Verlust an Biodiversität, der Rückgang der Artenvielfalt, der bei Diskussionen viel zu sehr ausgeblendet wird.

Müssten da beim Netzwerk Solidarische Landwirtschaft nicht die Alarmglocken klingeln und die Öffentlichkeitsarbeit forciert werden?

Es gibt im Netzwerk die Bestrebung „Wir haben mit dieser Gesellschaft gar nichts zu tun. Wir machen nicht mehr mit im Kapitalismus. Wir sind die absolute Alternative.“ Und damit ist es schwierig, bestehende Verhältnisse zu verändern. Das war für mich sehr schmerzhaft. Wir haben, zum Beispiel, die Landwirte dadurch nicht genügend erreicht. Ja, es haben sich viele kleine Selbstversorgergemeinschaften gegründet. Das ist wunderbar bunt. Aber wir müssen irgendwie die allgemeine Landwirtschaft erreichen. Wir müssen den Landwirten sagen: „Passt mal auf, die größte Problematik ist die, dass ihr abhängig seid von Großunternehmen und dass ihr von der Bürokratie geknebelt werdet mit immer mehr Auflagen. Das ließe sich umdrehen, wenn ihr den Weg sucht, gemeinsam mit den Verbrauchenden etwas zu ändern.“

Brauchen wir mehr denn je dezentrale Wirtschafts- und Gemeinschaftsformen, die vom Profitstreben abgekoppelt sind, um zu überleben?

Für mich absolut. Weil diese Lüge von „Wir versorgen die Welt“, diese Lüge, in der sich die Industrielobby sonnt und die viele Politiker nacherzäh-

len, die ist einfach grundfalsch. Wer versorgt denn die Welt? Das tun – global gesehen – die Kleinbäuerinnen und Kleinbauern. Weltweit. Die industrielle Landwirtschaft schafft es, ungefähr 20 Prozent der Weltbevölkerung zu ernähren. Und die kleinbäuerlichen Initiativen überall in der Welt – die unter Druck stehen, die überall von der Agrarlobby geknechtet werden –, die schaffen die Lebensmittel ran. Bei dieser Lüge von der „Weltversorgung“ zerreißt es mich regelmäßig.

Wie kam diese Lüge in die Welt?

Der Bauernverband hat verkündet: „Die Ukraine fällt als Weizenlieferant aus. Wir müssen einspringen. Wir müssen ja die Welt versorgen!“ Entschuldigung, wenn ich da jetzt mal richtig emotional werde. Das ist der größte Scheiß, den es gibt. Wir machen in Afrika mit unseren Überschüssen der konventionellen Landwirtschaft die Landwirtschaften vor Ort und ihre Perspektiven kaputt. Und jetzt glauben wir „Wir müssen die Welt ernähren?“ Das ist so ein Schwachsinn! Der grüne Agrarminister sagt inzwischen: „Wir setzen für's nächste Anbaujahr die Biodiversitätsflächen aus. Ihr könnt da aktuell Weizen anbauen. Ihr braucht euch auch an keine Fruchtfolge zu halten, wenn ihr nach Weizen Weizen anbaut.“

Was tun?

Wir müssen auf die Politik zugehen. Deshalb spreche ich mit jedem seriösen

Medium. Sei es die überregionale Presse, seien es Regionalzeitungen oder öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten. Wenn der NDR anfragt, sind wir natürlich bereit. „Tu Gutes und sprich darüber.“ Wie soll denn Veränderung kommen, wenn wir, die für Veränderung stehen, nicht sagen, dass es so nicht weitergehen wird? Um dieses Gut hier zieht sich eine Mauer. Wenn wir uns da einigeln – das hilft doch nichts.

So wurde das ja über Hunderte von Jahren praktiziert – in Abgeschiedenheit von der Welt das wahre Leben.

Ja. In Klöstern.

Das wollen Sie aber nicht.

Nö, so wollen wir nicht leben und arbeiten. Wirklich nicht.

Warum gibt es bei vielen Sympathisanten Ihres alternativen Modells, in dem Profitstreben in existentiellen Lebensbereichen nichts zu suchen hat, zwar immer wieder zuerst leuchtende Augen, dann aber massive Bedenken: „Das ist ja nicht umsetzbar auf größerer Ebene. Wir sind noch nicht so weit.“

Ich argumentiere dann immer: „Aber guckt doch mal nach Südkorea!“ Dort gibt es die Hansalim-Genossenschaft, die immerhin – die Zahlen sind jetzt auch schon älter – über fünf Prozent der Bevölkerung über das alternative

System versorgt. Bei uns werden eher zuerst Denkblockaden gesetzt als dass man sich konkrete Alternativen genauer ansieht.

Da stellt sich zum Schluss die Frage: Wo liegt Ihre Quelle der stetig sprudelnden Energie? Woher nehmen Sie Mut und Hoffnung?

Ganz viel kommt daher, dass ich das mache, was ich machen will. Vielleicht habe ich mir angeeignet, meine Ideen auf den Grund zu kriegen und zu erden. Das motiviert natürlich unglaublich. Und dazu gehört auch ein Blick auf die Welt. Mich motiviert immens, zu sagen: „Okay, Leute, wir haben nicht nur Grundrechte, wir haben auch Grundpflichten.“ Dann kann man antworten: „Ja, der Mirbach ist wieder mal sehr preußisch.“ Aber Sie können in jede Kultur blicken. Wir haben nur eine Erde. Von der können wir nicht nur nehmen, da müssen wir auch geben. Und dann lebe ich hier inmitten eines Gutes, sehe jeden Tag mindestens zweimal meine Äcker, sehe jeden Tag Veränderung, jeden Tag und jedes Jahr kleine Schritte der Entwicklung. Und ich bekomme immer die Rückmeldung von den Menschen, die wir mit unseren Lebensmitteln versorgen, und natürlich auch die der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Auch das eigene Team entwickelt sich. Wie bringt man junge Menschen in Verantwortung, die hier Ausbildung machen, um dann auch weiterführende Verantwortung zu tragen? – Das motiviert unglaublich, zu sehen: „Ich arbeite nicht an der Welt vorbei.“ Wenn die Welt das noch nicht in vollem Umfang begreift – das ist immer so gewesen. Dass Leute Ideen hatten und die Ideen erst mit der Zeit begriffen werden.

Nur zweimal während des Gesprächs wird Mathias von Mirbach unerwartet emotional. Einmal, als er sich über die Lobbyarbeit zwischen Großkonzernen und Politik erregt – und einmal, als er von den jungen Praktikanten am Hof erzählt, die sich schon nach kurzer Zeit mit der Idee und der Praxis identifizieren würden. „Da könnt ich immer heulen vor Rührung.“



Burscheid, Hauptstraße



Hannover, Hauptstraße



Hannover, Hauptstraße



Ronnenberg, Hauptstraße



Ronnenberg, Hauptstraße



Gifhorn-Gamsen, Hauptstraße



Gifhorn-Gamsen, Hauptstraße



Lüneburg-Häcklingen, Hauptstraße



Lüneburg-Häcklingen, Hauptstraße

Ich danke für all das, was meinen Horizont weiter macht.

Nachbarschaftsmutter Gifty Kranz im Gespräch mit dem Generalvikar
des Erzbistums Hamburg, Pater Sascha-Philipp Geißler

Pater Geißler: Ich freue mich sehr, dass ich Sie, liebe Gifty Kranz, heute im Generalvikariat wiedersehe. Wir hatten uns Ende März dieses Jahres auf Gut Siggen getroffen. Sie waren im Rahmen des Projekts „Nachbarschaftsmütter“ in Siggen, während ich zeitgleich mit den Mitgliedern der Bistumsleitung zu einer Klausurtag dort war. Und beim Essen – als wir unsere Gruppen vorgestellt haben – wurden wir aufeinander aufmerksam. Ich war damals als Pfarrer in Rahlstedt tätig und habe erfahren, dass Sie im Gebiet unserer Pfarrei wohnen und dass es die „Nachbarschaftsmütter“ gibt. Jetzt möchte ich gerne mehr darüber erfahren, über das Projekt, aber auch über Sie persönlich.

Gifty Kranz: Ich bin Nachbarschaftsmutter seit 2014. Dieses Projekt ist sehr wichtig, weil wir damit so viele Frauen erreichen, Familien, die unter großer Einsamkeit leiden. Viele Menschen haben Depressionen, sie haben Probleme, haben Angst rauszugehen. Durch dieses Projekt sind sie rausgekommen und haben ihre Probleme mit uns geteilt. Ich bin ein Mensch, der gerne anderen hilft. Ich habe auch meine Probleme, aber ich habe meinen Glauben im Hintergrund. Ich beschäftige mich sehr mit Gott. Ich glaube, in Deutschland ist das ganz anders, aber ich rede jetzt von mir persönlich. Ich lebe spirituell. Vergangenes Jahr habe ich meinen Sohn und meinen Vater gleichzeitig verloren und als wir beide uns auf Gut Siggen getroffen haben, ging es mir überhaupt nicht gut. Aber in dem Moment als wir da waren und ich euch gesehen habe, war in mir Frieden. Da habe ich gesagt: „Das ist genau der Platz, an dem ich sein muss.“ Für mich war das sehr entspannt und friedlich. Auch für die anderen Frauen. Sie haben über sich selbst gesprochen und sie haben

Frieden gefunden und auch Freude. Das war ganz anders als früher. Und ich finde, das ist richtig gut.

Pater Geißler: Mich berührt das sehr, was über solche, ja ganz zufälligen alltäglichen Begegnungen möglich wird. Mich interessiert natürlich – da bin ich auch Seelsorger: Was ist Ihr Hintergrund? Sie kommen nach Deutschland, das hat Gründe. Sie müssen sich in einer vollkommen fremden Kultur zurechtfinden. Haben wahrscheinlich viele Fragen. Dazu kommen die Sorgen: Wie kann ich hier leben? Familie, Beruf. Wie geht das? Mögen Sie ein bisschen erzählen über sich. Wo Sie herkommen und wie Ihre Situation jetzt gerade ist.

Giftzy Kranz: Ich komme aus Ghana, habe vier Kinder, aber habe letztes Jahr ein Kind verloren, den ältesten. Als ich nach Deutschland kam, bin ich erst einmal in München gelandet. Ich hatte Glück, weil die Familie, die ich kennengelernt habe, sehr nett zu mir war. Und ich war noch jung. Wenn man jung ist, sieht man nicht alles. Erst wenn man älter wird, erfasst man langsam die Dinge. Es gibt gute Zeiten und es gibt schwere Zeiten. Da muss man durch. Ich lerne gern. Ich höre zu und ich nehme das auf, was gut für mich ist. Auch das, was nicht gut für mich ist, aber das lasse ich dann los. So ein Mensch bin ich. Ich habe immer meinen Gott dabei. Das ist meine Waffe oder mein Beschützer. Ich sage: Kein Mensch, obwohl Menschen helfen, kein Mensch kann mir Frieden geben, außer mein Gott, obwohl er unsichtbar ist. Meinen Glauben habe ich auch meinen Kindern weitergegeben. Es

gibt Zeiten, in denen dich kein Mensch verstehen oder helfen kann. Aber wenn du deinen Glauben hast, dann schaffst du alles.

Pater Geißler: Ich merke ja selber: Das hat etwas Verbindendes mit anderen Menschen, auch über Kulturen und über Sprachgrenzen hinweg. Wie ist denn Ihr Weg – Sie kamen nach München und haben da erste Erfahrungen mit Deutschland gemacht, mit den Menschen, die hier leben. Wie ging dann Ihr Weg weiter? Am Ende sind Sie ja in Hamburg angekommen.

Giftzy Kranz: Ja, mein Weg ging dann weiter nach Hamburg. Es ist nun mein Zuhause. Ich lebe wie die anderen hier. Und die Kultur – also, ich habe mich angepasst und meine Kinder auch. Und ich arbeite. Also, ich bin zufrieden.

Pater Geißler: Und dann haben Sie die Nachbarschaftsmütter kennengelernt. Da interessiert mich natürlich, wie das gewesen ist. Sind Sie selbst darauf aufmerksam geworden? Oder hat man Sie angesprochen und gesagt: „Du würdest gut zu uns passen!“?

Giftzy Kranz: Als meine Kinder klein waren, habe ich gesehen, dass die Erziehungshilfe ein neues Gebäude hat, das Haus am See. Dort habe ich eine Gruppe für mich gesucht. Ich brauchte Frauen, mit denen ich meine Probleme und Erfahrungen teilen kann. Man muss nicht alles allein machen. Und dann habe ich gefragt: „Können wir hier auch mal einen Treff machen, vielleicht so einen multikulturellen Frauentreff?“ Das konnten wir. Also haben

wir angefangen, uns zu treffen. Wir haben miteinander geredet und gespielt mit unseren Kindern. Dadurch bekam ich Kontakt zu den Leuten der Erziehungshilfe, die mir vom neuen Projekt „Nachbarschaftsmütter“ erzählten und fragten, ob ich dabei sein möchte. Das wollte ich und war deshalb von Anfang an dabei. Es war eine gute Entscheidung. Es hat sich gelohnt.

Pater Geißler: Das hat sich dann ja ganz gut gefügt: Sie haben offene Türen vorgefunden. Sie haben Menschen vorgefunden, die die gleichen Ideen hatten oder die das Gleiche gebraucht haben. Und dann hinzugehen und anzupacken und zu sagen: „Und jetzt machen wir was da draus!“ – das ist klasse. Was machen Sie denn heute als Nachbarschaftsmutter ganz konkret?

Gifty Kranz: Wir erreichen die Frauen. Wir sprechen sie oder die Familie an. Auf der Straße, im Bus – egal wo. Also, erstmal ein bißchen Smalltalk und dann, wenn man sein Herz geöffnet hat, dann fangen die Leute an zu erzählen. Und dann sagen wir, wir können gerne helfen. Wir können begleiten, Anträge ausfüllen und sowas. Wir kommen auch gerne nach Hause und zeigen der Familie, wie man sich in Deutschland anpassen kann. Viele haben Schwierigkeiten mit ihren Kindern, besonders mit den Jugendlichen. Ich habe Erfahrungen mit Jugendlichen. Sie hören mir gerne zu. Das hilft.

Pater Geißler: Ich ahne, in Ihrer Tätigkeit bekommen Sie natürlich ganz unterschiedliche Lebenssituationen zu sehen oder hören davon. Mich interessiert: Was war so ein größeres Problem, wo Sie versucht haben zu helfen?

Gifty Kranz: Probleme sind immer groß (lacht). Manchmal höre ich nur die Probleme und sage: „Ich habe Angst.“ oder „Ich möchte mich nicht einmischen.“ Aber: Du bist drin in dem Problem und dann hast du immer den Gedanken: „Wenn ich nicht helfe, wird sie enttäuscht sein.“ Und deswegen muss man auch mal mitmachen bis zum Ende. Manchmal gibt es aber auch eine Grenze, wo man sagt: „Jetzt ist Schluss! Ich kann das nicht. Wir brauchen professionelle Hilfe.“

Pater Geißler: Und was macht diese Arbeit mit Ihnen selbst? Sie kamen hier an, haben ja selbst auch Hilfe gebraucht, haben vieles nicht gewusst. Wie geht man mit deutschen Behörden um? Wie geht das mit Versicherungen? Und wie regle ich den Alltag? Das bewundere ich so: Sie haben als Mensch, der selbst vor großen Herausforderungen stand, anderen geholfen, hier leben zu können

Gifty Kranz: Ja, heutzutage ist es viel leichter. Man kriegt Hilfe. Damals gab's sowas nicht. Ich habe so vieles nicht gewusst damals. Aber, wie gesagt, ich bin ein Mensch, der gerne lernt. Ich bin immer zum Elternabend meiner Kinder gegangen, obwohl ich nichts verstanden habe (lacht). Danach bin ich zu der Lehrerin und sagte auf Englisch: „Ich habe nichts verstanden!“ Und sie versuchte, es mir zu erklären. Ich habe auch Eltern gefunden, die Englisch sprechen. Und die haben mir geholfen. Langsam habe ich dann meinen eigenen Weg gefunden, aber es war schwer. Ich musste Deutsch auf der Straße lernen oder von meinen Arbeitskollegen. Heute bietet die Stadt Deutsch-

kurse an – umsonst! Und Ausbildung und viele andere Sachen.

Pater Geißler: Als Nachbarschaftsmuttter – das habe ich, glaube ich, verstanden – sind Sie ein Mensch, der gerne hilft, der schaut und wahrnimmt, wie die Situation in anderen Familien ist. Ein Mensch, der ein weites Herz hat für das, was andere brauchen, damit sie gut leben können. Aber wo suchen Sie denn Hilfe, wenn Sie selbst Kraft brauchen? Sie haben von Ihrem Glauben gesprochen, aber auch von ganz konkreten Menschen. Gibt's bei den Nachbarschaftsmüttern auch die Möglichkeit, zu sagen: jetzt hab ICH mal ein Problem?

Giftzy Kranz: Wenn ich Probleme habe, gehe ich zur Leiterin der Nachbarschaftsmütter. Und sie hilft gerne, genau wie die anderen Nachbarschaftsmütter. Sie hören zu und finden einen Weg.

Pater Geißler: Ich muss zugeben, dass ich als Pfarrer in Rahlstedt von den Nachbarschaftsmüttern gar nichts gewusst habe. Ich wusste nicht, dass es so etwas gibt.

Giftzy Kranz: Ha!

Pater Geißler: Deshalb bin ich so dankbar, dass wir uns in Siggen begegnet sind. Was glauben Sie: Was können Menschen, die hier in Deutschland aufgewachsen sind, von den Nachbarschaftsmüttern lernen?

Giftzy Kranz: Es gibt ja Menschen, die wollen gar nichts von anderen Menschen lernen. Egal, was du sagst, egal, was du machst. Die machen die Ohren zu und bleiben, wie sie sind. Und es gibt Menschen, die gerne lernen. Was kann man von mir lernen? Vielleicht Erziehung. Ich möchte nicht sagen, dass ich gut bin, aber auf jeden Fall bin ich ein Profi (lacht). Ich habe vier Kinder in Deutschland erzogen. Ich höre von vielen Müttern, dass sie müde sind und ihre Kinder so lassen wie sie sind. Das ist nicht mein Weg. Ich habe immer gesagt: „Ich bin die Mutter! Die Kinder brauchen mich. Ich muss ihnen helfen, den richtigen Weg zu finden.“

Pater Geißler: Ich könnte also lernen, an den Dingen dranzubleiben.

Giftzy Kranz: Genau. Und zuzuhören.

Pater Geißler: Werden Sie Ihr Leben lang Nachbarschaftsmutter bleiben?

Giftzy Kranz: Ja, wenn nicht etwas dazwischenkommt, dann ja.

Pater Geißler: Das höre ich sehr gerne. Weil ich glaube – das sage ich jetzt nicht nur als Priester, sondern als Mensch: Wir brauchen Menschen, die füreinander sorgen. Gerade in so einer Krisenzeit, in der wir gerade sind. Menschen müssen aufeinander hören. Und miteinander sprechen. Das löst nicht alle Probleme, aber es bringt uns vielleicht auf Ideen. Und deshalb bin ich Ihnen dankbar für das, was Sie tun und wünsche Ihnen und Ihren Kolle-

ginnen weiterhin viel Kraft, viel Kreativität. Und auch Mut. Denn mit Problemen anderer Menschen umzugehen – das erfordert Mut.

Gifty Kranz: Dankeschön. Ich glaube, Menschen brauchen Menschen zum Reden. Einsamkeit macht kaputt, sehr kaputt.

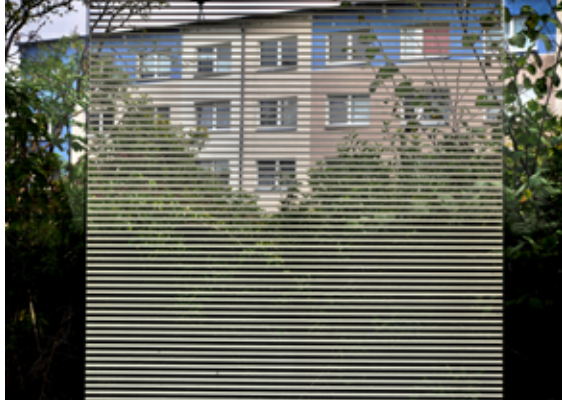
Pater Geißler: Das ist ein wunderbares Schlusswort. Ich danke Ihnen für all das, was auch meinen Horizont weiter macht.



Herne, Hauptstraße



Wismar-Hornstorf, Hauptstraße



Wismar-Hornstorf, Hauptstraße



Mölln, Hauptstraße



Mölln, Hauptstraße



Heidgraben, Hauptstraße



Neuland, Hauptstraße



Nutteln, Hauptstraße



Nutteln, Hauptstraße

Über 10 Jahre hinweg richtet die Toepfer Stiftung mit Lehreⁿ, dem Bündnis für die Hochschullehre ihr Augenmerk auf diejenigen, die Lehre gestalten, auf ihr konkretes Arbeitsumfeld, in dem sich Ideen an ihrer Umsetzung messen lassen müssen. Lehreⁿ holte engagierte Akteure der Lehrentwicklung fach- und hochschulübergreifend an einen Tisch, um sie weiterzubilden, in den Austausch zu bringen und Transfer zu begleiten. Nach dem erfolgreichen Abschluss des Programms wurde 2021 die „Stiftung Innovation in der Hochschullehre“ unter dem Dach der Toepfer Stiftung gGmbH gegründet, die sich nun der Hochschullehre widmet, während sich die Toepfer Stiftung neuen Aufgaben im Bereich der Wissenschaft zuwendet.

Ob Klimakrise, Digitalisierung oder Corona-Pandemie – unsere Gesellschaften stehen vor enormen Herausforderungen, die sie ohne fundierte wissenschaftliche Erkenntnisse nicht bewältigen können. Eine wissenschaftsbasierte Politik bedarf, neben der direkten wissenschaftlichen Politikberatung, auch „aufgeklärter“ Öffentlichkeiten. Dies wirft Fragen nach einer guten [Wissenschaftskommunikation](#) auf. Wie können (angehende) Kommunikatorinnen und Kommunikatoren darin unterstützt werden, mit den zahlreichen Herausforderungen umzugehen? In welchem Verhältnis stehen gemeinwohlorientierte Wissenschaftskommunikation,

Reputationskommunikation und die (kritische) Begleitung von außen, etwa durch den Wissenschaftsjournalismus? Wie kann die Wissenschaftskommunikation ihrer Verantwortung innerhalb demokratischer Gesellschaften gerecht werden? Wie gelingt eine wirkungsvolle Kommunikation, die über Faktenchecks und „Informationsdefizitmodell“ hinausgeht? Wie lässt sich ermöglichen, dass unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen wissenschaftliche Erkenntnisse, Methoden und Vorgehensweisen angemessen rezipieren können und am politischen Diskurs über den Umgang mit diesen teils komplexen Erkenntnissen teilnehmen können? Wie lässt sich in und über die Krise kommunizieren, wie durch Wissenschaftskommunikation ein Beitrag zu notwendigen Veränderungen leisten? Wie lassen sich solche Kommunikationsstrategien evaluieren? Welche Erkenntnisse tragen Sozial- und Kommunikationswissenschaften für die Praxis der Wissenschaftskommunikation bei und umgekehrt? Fragen dieser Art sollen im Rahmen eines 2023 startenden Programms für (angehende) Wissenschaftskommunikatoren bearbeitet werden, welches derzeit gemeinsam mit Partnern entwickelt wird.

Eine konkrete Übung in Wissenschaftskommunikation und demokratischer Diskussionskultur stellt seit 2020 der [ZWISCHENRAUM-Salon](#) dar, ein Gemeinschaftsprojekt der Toepfer Stiftung und der Hamburger Bar HADLEY's. Gemeinsam laden wir bei Brot und Wein zu Gespräch und Austausch in die Bar ein. Quartalsweise zu einem übergreifenden Thema

wird jede Woche ein anderer Gast eingeladen, der oder die das jeweilige Thema aus einem anderen Blickwinkel heraus präsentiert. Dabei stehen aktuelle Diskurse der Wissenschaft im Fokus. Jeden Montagabend öffnet das HADLEY's seine Türen, um unterschiedliche Perspektiven und Positionen kennenzulernen, diese zu verknüpfen, sich auszutauschen und gemeinsame Pläne zu schmieden. Nach einem moderierten Gespräch mit dem jeweiligen Gast in gemütlicher Atmosphäre sind alle ZWISCHENRAUM-Teilnehmenden eingeladen, sich am Gespräch zu beteiligen, Fragen zu stellen, über eigene Erfahrungen zu berichten oder Neues anzustoßen.

Wurden die ersten Gespräche zwischen HADLEY's und Toepfer Stiftung zum ZWISCHENRAUM bereits im Sommer 2020 geführt, konnte erst über ein Jahr später – nach mehreren pandemiebedingten Verschiebungen – in der zweiten Jahreshälfte 2021 die erste mehrmonatige Salon-Reihe unter dem übergreifenden Titel „WANDEL.GEMEINSAM – Wie können wir solidarisch wirtschaften und leben?“ stattfinden. Es schloss sich eine zweite Reihe zur Frage „GERECHTIGKEIT - für wen eigentlich?“ und eine dritte zum Thema „BERÜHRUNG – was hält uns zusammen?“ an. Im Juni 2022 fand in Kooperation mit der Deutschen Nationalstiftung ein ZWISCHENRAUM-Salon zum Thema „Demokratie braucht Wissenschaftskommunikation – wie wird Wissenschaft für alle zugänglich?“ statt.

Fortgeführt wurde und wird das [Hanseatic Scholarship Programme](#). Das Stipendienprogramm geht auf das Jahr 1937 zurück. In den beiden Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg wurden jeweils zwei Stipendien vergeben. Nach 32jähriger Pause wurde das Programm im Jahr 1970 mit der Auswahl von Richard J. Evans und William R. Lee als den ersten von vielen herausragenden Stipendiaten neu aufgelegt. Seitdem werden jährlich bis zu drei Studierende aller Nationalitäten der Universitäten Oxford und Cambridge mit einem Stipendium unterstützt, die an einer Hochschule in Deutschland studieren oder forschen möchten. 2022 fand in Wilton Park die [Hanseatic Reunion](#) statt, die Stipendiatinnen und Stipendiaten aller Generationen zu einem Austausch versammelte. Im Fokus des Treffens stand neben dem persönlichen Austausch die Entwicklung und Zukunft deutsch-britischer Beziehungen. Seit 2007 fördert zudem das [Voltaire-Stipendium](#) französische und deutsche Nachwuchsforschende, die einen Studien- oder Forschungsaufenthalt an einer Hochschule oder Institution im Nachbarland planen. Die Toepfer Stiftung vergibt dieses Stipendium einmal jährlich in Kooperation mit der Académie de Berlin, die die Stipendiaten vorschlägt. So soll der Austausch zwischen Deutschland und Frankreich und insbesondere die französische Sprache und Kultur in Deutschland gefördert werden.

Gemeinsam mit der Studienstiftung des deutschen Volkes wird aktuell ein breit angelegtes [Europäisches Stipendienprogramm](#) geplant. Dieses soll sich an europäische Studierende richten, die ihr Masterstudium in Deutsch-

land absolvieren wollen. Das Programm möchte den internationalen Dialog über europäische Fragestellungen fördern und ein Netzwerk herausragender und gesellschaftlich aktiver Studierender schaffen, die sich für den europäischen Zusammenhalt einsetzen. „Europa“ soll dabei in seiner geografischen Gesamtheit berücksichtigt werden, sodass die jährlich bis zu 27 geförderten Stipendiaten aus 46 Ländern Europas sowie aus Israel stammen können. Dieses auf fachliche und kulturelle Vielfalt ausgelegte Konzept schafft einen kreativen Raum dafür, die Zukunft und den Zusammenhalt Europas gemeinsam zu gestalten. Die bestehenden Stipendienprogramme der Toepfer Stiftung mit England und Frankreich sollen in das europäische Stipendienprogramm integriert werden.

Das Tagungsformat „Eine Woche Zeit“ musste pandemiebedingt pausieren. Die 2020 ausgewählte Tagung zum Thema „Identifikation, Repräsentation, Appropriation – Wie geht Kanon in Ost und West?“ wird nun mit dreijähriger Verspätung im März 2023 in Siggen stattfinden. Im Oktober 2022 nahmen sich Prof. Dr. Paul Nolte von der Freien Universität Berlin und Dr. Norman Aselmeyer von der Universität Bremen eine Woche Zeit für das Thema „Das tu ich nicht! Praktiken der Negation in Gegenwart und Geschichte“.

Aufgrund von Renovierungsarbeiten konnten in den vergangenen Jahren keine Veranstaltungen im Elbehaus der Toepfer Stiftung stattfinden. Nach der Fertigstellung soll das ehemalige Gästehaus Alfred Toepfers als „Elbvilla“ zu Wohnzwecken genutzt werden. So eröffnet das „Hamburg-Stipendium“ ab dem Jahr 2023 besonders begabten und qualifizierten Persönlichkeiten durch einen längeren Studienaufenthalt und eingebunden in das kulturelle, wissenschaftliche und gesellschaftliche Leben Hamburgs die Möglichkeit, sich in ihrer schöpferischen Arbeit weiterzuentwickeln. Das Wohnstipendium wird Persönlichkeiten aus der Wissenschaft sowie den weiteren Programmbereichen der Stiftung fördern und so den Dialog und die Begegnung in der Elbvilla anstoßen, die der Stifter zu seinen Lebzeiten in häuslicher und gemeinschaftlicher Atmosphäre anregte.



Dargow, Hauptstraße



Dargow, Hauptstraße



Kneese Dorf, Hauptstraße



Kneese Dorf, Hauptstraße



Hamm, Hauptstraße



Hamm, Hauptstraße



Siddinghausen, Hauptstraße



Siddinghausen, Hauptstraße



BERNARD
UND KATHARIN
GEBURTSTAG
18. JULI 1846
18. JULI 1846
18. JULI 1846

BERNARD
UND KATHARIN
GEBURTSTAG
18. JULI 1846
18. JULI 1846
18. JULI 1846

Hannover, Hauptstraße

DIE STIFTUNG

Stiftungsrat

Marlehn Thieme Bad Soden (Vorsitzende)
PD Dr. Georg Toepfer Berlin (Stellv. Vorsitzender)
Prof. Dr. Aleida Assmann Konstanz (bis März 2022)
Prof. Dr. Alexander Bassen Hamburg
Claus-Matthias Böge Hamburg
Prof. Dr. Lisa Kosok Hamburg
Prof. Dr. Miriam Rürup Berlin (seit April 2022)
Prof. Dr. Edward Nicholas R. Stargardt Oxford (seit Januar 2020)
Dr. Lea T. Tezcan-Götz Hamburg (beratend)
Prof. Dr. Hubert Wiggering Eberswalde (beratend)

Vorstand

Ansgar Wimmer Hamburg (Vorsitzender)
Andreas Holz Holm

Geschäftsstelle

Programmabteilung
Ansgar Wimmer Leitung der Programmabteilung
Marina Meyer Assistentin des Vorstands und Büroleitung
Uta Gielke stellv. Leitung der Programmabteilung, Programmleitung Kunst & Kultur
Judith von Cube Programmleitung Stipendien, Leitung Kommunikation, Referentin des Vorstands (für die Toepfer Stiftung gGmbH)
Mona Janning Programmleitung Gesellschaft
Fritz Rummel Programmleitung Bildung
Dr. Klara Stumpf Programmleitung Wissenschaft, Programmleitung Zukunftsge-rechte Landnutzung
Hélène Ericke Programmleitung Europa und Stipendien (bis 31.12.2022)
Betty Schaefer FSJ Kultur (September 2019 bis August 2020)
Isabel Pontes-Nordmann FSJ Kultur (September 2020 bis August 2021)
Lea Reikowski FSJ Kultur (September 2021 bis August 2022)

Verwaltung
Andreas Holz Leitung
Anja Grischek Vorstandsassistentin
Maria Pünnel Kaufm. Assistenz
Dirk Krell Gebäudebetreuung

Tochtergesellschaften der Stiftung

Toepfer Stiftung gGmbH

Dr. Antje Mansbrügge Geschäftsführung (bis September 2020)
Andreas Holz Geschäftsführung (seit Oktober 2020)
Ansgar Wimmer Geschäftsführung
Judith von Cube

Alfred C. Toepfer Verwaltungs-Gesellschaft m.b.H.

Sabine Ulrich Geschäftsführung
Martina Ammenhäuser

ACT Land- und Forstwirtschaft GmbH

Thomas Walch Geschäftsführung
Sabine Ulrich Geschäftsführung

Siggen Service GmbH

Andreas Holz Geschäftsführung
Ansgar Wimmer Geschäftsführung

Team vor Ort:
Regina Albrecht
Janine Bähnke
Jörg Brodersen (bis Juni 2022)
Christian Gröpper
Rainer Lösche
Kathrin Pennewi

Kuratorium des KAIROS-Preises

bis Oktober 2021:

Prof. Dr. Christoph Stölzl Weimar (Vorsitzender)

Dr. Christine Eichel Berlin

Shermin Langhoff Berlin

Heike Catherina Mertens Berlin

Dr. Monika Sandhack Mainz

Dr. Nike Wagner Weimar

seit Mai 2022:

Zandile Darko Hamburg

Dr. Christian Demand Berlin

Anja Fix Mainz

Dr. Lisa Kosok Hamburg

Freo Majer Berlin

Heike Catharina Mertens Essen

Prof. Dr. Martin Zierold Hamburg

Kuratorium des Hamburger Max-Brauer-Preises

Sabine Rossbach Hamburg (Vorsitzende)

Dr. Linde Apel Hamburg

Dr. Jens Jeep Hamburg

Cord Sürrie Lüneburg

Dr. Lea Tezcan-Götz Hamburg

Michael Wendt Hamburg

Projektbeirat „heimspiel. Für Bildung“

Iris Jäger Hamburg
Anita Hüseman Hamburg
Cornelia von Ilseman Berlin
Muradiye Karakus Hamburg
Dr. Thomas Leppert Hamburg
Prof. Dr. Angelika Paseka Hamburg
Eric Vaccaro Hamburg
Sascha Wenzel Weinheim

Auswahlkommission für die Hanseatic Scholarships for Britons

Prof. Dr. Almut Suerbaum (Vorsitzende seit 2020)
Prof. E. Nicholas R. Stargardt Oxford (Vorsitzender bis 2019)
Prof. Dr. Aleida Assmann Konstanz (bis 2021)
Dr. Jocasta Gardner (bis 2022)
Dr. Georg Krawietz
Dr. Tom Kuhn Oxford,
Prof. Dr. Miriam Rürup Berlin (seit Februar 2022)
Dr. Georg Krawietz London

Auswahlkommission für die Schulbauernhof-Stipendien (bis Mai 2022)

Johannes Buhr Bispingen
Thomas Bressau Hamburg
Jens Sorgenfrei Hamburg

Steuerungsgruppe für die Spring & Autumn School

Ose Jensen Löwenstedt
Marlene Lorenzen Kiel / Lüneburg
Mathias von Mirbach Kattendorf
Martina Weber Echem

WAS WANN WO

Juli 2019 bis Juni 2022

2019

Juli

1.-6.7. Siggenger Begegnungen, Thema: Die neue Gereiztheit, Gastgeber: Frauke Hamann & Prof. Dr. Frank Nullmeier 9.7.-19.8. Übersetzerresidenz Kristina Sprindziunaite, Seminarzentrum Gut Siggen 8.7.-14.7. Concerto²¹, Seminarzentrum Gut Siggen 14.7. Konzert Stephan Bormann, Resonanzraum Hamburg 15.7. Siggenger Kultursommer: Konzert Jan Philipp Sprick 29.7.-3.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Landwirtschaft, Ernährung und Naturschutz im Film, Gastgeber: Prof. Dieter Kosslick & Dr. Georg Toepper 31.7. Siggenger Kultursommer: Konzert Florian Heinisch

August

5.-10.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Einsamkeit, Gastgeber: Nicola Sauter-Wenzler & Dr. Hariolf Wenzler 12.-17.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Beethoven im Jahr 2019, Gastgeber: Prof. Dr. Birgit Lodes & Prof. Dr. Melanie Unseld 14.8. Siggenger Kultursommer: Konzert Hans-Peter Stenzl & Volker Stenzl 22.8. heimspiel, Sommerempfang, Elbehaus Hamburg 26.-31.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Was heißt Republikanismus heute? Gastgeber: Dr. Willfried Maier & Dr. Otto Kallscheuer

September

4.9. Auftakttreffen Förderfonds Demokratie, Stiftung Mitarbeit Bonn 13.9. Siggenger Kultursommer: Konzert Concerto²¹ Jahrgang 2018 13.-14.9. Netzwerktreffen Museion²¹, München 23.9. Siggenger Kultursommer: Konzert Vokalensemble Elbcanto 30.9.-2.10. Thementage des Stiftungsbüros Hamburg

Oktober

2.10. heimspiel. Schulleitungsrunde, Hamburg 7.-12.10. Eine Woche Zeit, Seminarzentrum Gut Siggen 30.10.-2.11. Siggenger Kreis für Museumsleitungen

November/Dezember

19.11. „Kulturgipfel“ Kongress für Kulturelle Bildung, Kampnagel Hamburg 20.-22.11. Kompetenzworkshop Lehreⁿ, Seminarzentrum Gut Siggen 25.11. Sitzung des Stiftungsrates, Hamburg 12.12. Eröffnung Open Studios, Hamburg

2020

Januar/Februar/März

23.-25.2. Concerto²¹. Alumnitreffen, Seminarzentrum Gut Siggen 27.2-1.3. Europäisches Journalistenprogramm, Seminarzentrum Gut Siggen 3.-5.3 Seminar Zukunftsgerechte Landnutzung, Seminarzentrum Gut Siggen 24.3. Sitzung des Stiftungsrates, digital

April/Mai

Absage aller Präsenztermine aufgrund der Corona-Pandemie

Juni

8.6. Sitzung des Stiftungsrates, digital

Juli

7.-9.7. Ideenschmiede „Wie werden junge Landwirte und Landwirtinnen fit für die anstehende Transformation?“, Seminarzentrum Gut Siggen 27.7.-1.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Improvisation, Gastgeber: Tina Heine & Mario Steidl

August

3.-8.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Autonomie in einer digitalisierten Welt, Gastgeber: Dr. Jens Jeep & Dr. Britta Oehlich 17.-22.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Krieg und Frieden, Gastgeber: Prof. Dr. Bernd Wegner & Dr. Michael Jonas

200

19.8. heimspiel. Schulleitungsrunde, digital 24.-29.8. Siggenger Begegnungen, Thema: Krise Europas – Zukunft der Demokratie? Gastgeber: Prof. Dr. Wilhelm Krull & Prof. Dr. Jutta Allmendinger 24.8. Jeder Schultag zählt – Steuerungsrunde, digital 25.8. Bildungsrunde Hamburger Stiftungen, Hamburg

September

2.9. heimspiel. Netzwerktreffen der Koordinatorinnen, digital 7.-11.9. Sommerakademie „Von Kunst leben“, Seminarzentrum Gut Siggen 24.9. heimspiel: AG Rahlstedt-Ost, Hamburg 25.9. heimspiel. Fortbildung: Traumasensibler Umgang mit Kindern und Jugendlichen, Hamburg

Oktober

8.10. Steuerungsgruppe Spring School Zukunftsgerechte Landnutzung, digital 27.10. heimspiel. Auftaktworkshop Evaluation, Hamburg

November/Dezember

5.-7.11. Siggenger Kreis für Museumsleitungen, Seminarzentrum Gut Siggen 11.11. Jeder Schultag zählt: Lenkungsrunde, digital 17.11. Bildungsrunde, digital 23.11. Sitzung des Stiftungsrates, Hamburg 24.11. Bildungsrunde Hamburger Stiftungen, Hamburg 1.12. Capacity Building for Transboundary Management of Protected Areas in the Balkan Region, digital

2021

Januar/Februar

7.1. Auswahlstzung ECJP2021, digital 12.1. Auswahlstzung Spring School Zukunftsgerechte Landnutzung, digital 20.1. heimspiel. Netzwerktreffen Koordinatorinnen, digital

201

22.1. MUSIKANDO Starttermin Altenzentrum Ansgar (danach 15-20 Kurzkonzerte wöchentlich), *Hamburg* 3.2. heimspiel. Sprachfördernetzwerk, *digital* 23.2. Auftakt Spring School Zukunftsgerechte Landnutzung, *digital*

März

15.3. Auswahl Sitzung Hanseatic Scholars 2021, *digital* 16.3. Impulse für eine Zukunftsstrategie für den Betrieb Gut Siggen, *Seminarzentrum Gut Siggen* 18.-19.3. Auftaktseminar ECJP2021, *digital* 23.3. Bildungsrunde Hamburger Stiftungen, *digital* 22.-27.3. Spring School Zukunftsgerechte Landnutzung, *Seminarzentrum Gut Siggen* 23.3. Sitzung des Stiftungsrats, *digital*

April

1.4. Abschlusssseminar ECJP2020, *digital* 7.4. heimspiel. Fortbildung: „Praxisreflexion! Traumasensibler Umgang mit Kindern und Jugendlichen“, *digital* 19.-20.4. Netzwerktreffen Lehre, *digital* 29.4. CORRECTIV.Lokal Workshop: „Bilanzen lesen und auf Wirtschafts-Pressekonferenzen die richtigen Fragen stellen“, *digital*

Mai

19.5. heimspiel. Schulleitungsrunde, *digital* 27.5. CORRECTIV.Lokal: Workshop „Satellitendaten finden, verstehen und auswerten“, *digital*

Juni

1.6. Bildungsrunde Hamburger Stiftungen, *digital* 7.-8.6. „State of the Art(s)“ Digitale Tagung von Concerto²¹, 8.6. „Potenziale der Agroforstwirtschaft in Zeiten des Klimawandels“, *Hof Riecken* 9.6. heimspiel. 89 Minuten: Wissenschaft in der Praxisarena I Corona und die Folgen, *digital* 11.6. ZWISCHENRAUM-Salon „Gemeinwohl in der Landwirtschaft“, *Hadleys Hamburg* 11.6. Workshop „Ernährung und Landwirtschaft - über den Tellerrand hinaus gedacht“ im Rahmen des Moin Tokunft-Fests

der Utopien, *digital* 17.6. „Nachhaltigkeitskodex für Stiftungen - Mittagsgespräch zum nachhaltigen Stiftungshandeln“ im Rahmen der Hamburger Stiftungstage, *digital* 21.-22.6. Sitzung des Stiftungsrats, *Seminarzentrum Gut Siggen* 21.6. Siggener Kultursommer: Konzert Amadeus Wiesensee 24.6. Eröffnung der ASA Open Studios, *Hamburg* 24.6. CORRECTIV.Lokal: Workshop „Faktencheck zur Bundestagswahl“, *digital*

Juli

5.-10.7. Siggener Begegnungen, Thema: Köpfe und Kochtöpfe – Wie sich Land- und Lebensmittelwirtschaft wandeln Gastgeber: Prof. Dr. Christian Herzig & Dr. Klara Stumpf 17.7. Siggener Kultursommer: Konzert Cristin Claas Trio 26.-31.7. Siggener Begegnungen Thema: (Un)zuverlässige Wahrnehmungen: Sind wir noch bei Sinnen? Gastgeberinnen: Prof. Dr. Petra Morschheuser & Dr. Sabine Behrenbeck, *Seminarzentrum Gut Siggen* 30.7. Siggener Kultursommer: Konzert Ina-Esther Joost Ben Sasson

August

2.-7.8. Siggener Begegnungen Thema: Cancel Culture - Ist das Kunst oder kann das weg? Gastgeber: Tina Uebel & Folkert Uhde 16.-21.8. Siggener Begegnungen Thema: Demokratie im Stresstest - die extremistischen Herausforderungen unserer Gesellschaft, Gastgeber: Andreas Mix & Olaf Sundermeyer, *Seminarzentrum Gut Siggen* 19.8. CORRECTIV.Lokal: Workshop „Sicherheit für Journalistinnen und Journalisten und ihre Quellen“, *digital* 21.8. Siggener Kultursommer: Konzert „La Bohème“ Podium Festival 23.-28.8. Siggener Begegnungen, Thema: Die zunehmende soziale Ungleichheit und ihre Folgen, Gastgeberinnen: Yukiko Elisabeth Kobayashi & Inci Bürhaniye, *Seminarzentrum Gut Siggen* 28.8. Siggener Kultursommer: Konzert Anna Depenbusch 30.8. ZWISCHENRAUM-Salon-Auftakt mit Tina Heine, Katharina Katz, Sarah Tischer, Klara Stumpf, *Hadleys Hamburg*

September

2.9. Exkursion zum Kattendorfer Hof für Teilnehmende der Spring School, *Kattendorf* 6.9. ZWISCHENRAUM-Salon: „Wer braucht heute noch die Kirche?“, *Hadleys Hamburg* 10.9. Siggenger Kultursommer, Konzert: niniwe 13.9. „Grand Challenges : Wie können Organisationen ökologische und soziale Herausforderungen angehen?“ ZWISCHENRAUM-Salon mit Ali Gümüşay, *Hadleys Hamburg* 20.9. „Nachhaltiger Konsum: Wie kann das gehen?“ ZWISCHENRAUM-Salon mit Dominik Lorenzen, *Hadleys Hamburg* 25.9. „Lebendige Bibliothek“ zu Perspektiven aus der Landwirtschaft beim Aktionstag EAT THIS, *Hamburg* 27.9. „Grundeinkommen oder Grundauskommen?“ ZWISCHENRAUM-Salon mit Adrienne Goehler, *Hadleys Hamburg*

Oktober

4.10. „Können multinationale Großunternehmen gemeinwohlorientiert wirtschaften?“ ZWISCHENRAUM-Salon mit Josefa Kny, *Hadleys Hamburg* 8.-10.10. Videoinstallation „BUILDING/S MEMORIES“, *Millerntorwache Hamburg* 17.10. KAIROS-Preisverleihung, *Kunsthalle Hamburg* 20.-23.10. ECJP2021, *Seminarzentrum Gut Siggen* 25.10. „Sharing Economy - (k)ein Modell der Zukunft?“ ZWISCHENRAUM-Salon mit Marcel Richert, *Hadleys Hamburg* 29.10. CORRECTIV.Lokal: Workshop „Investigative Recherche: Neue Ideen, Struktur und Fokus“, *digital*

November

1.11. „Gemeinwohlorientiert wirtschaften - wie geht das eigentlich?“ ZWISCHENRAUM-Salon mit Lenja Rother und Kalle Siegel, *Hadleys Hamburg* 10.11. heimspiel. Netzwerktreffen der Koordinatorinnen, *Hamburg* 15.-17.11. „New Crowd“-Vernetzungstreffen, *Arena for Journalism in Europe, Seminarzentrum Gut Siggen*

26.11. heimspiel. Fortbildung „Stark gegen Gewalt – Strategien für den pädagogischen Alltag“, *Hamburg* 29.11. Sitzung des Stiftungsrats, *Hamburg*

Dezember

6.12. „Welches transformative Potenzial haben Solidarische Landwirtschaften und Co für unsere Ernährung?“ ZWISCHENRAUM-Salon mit Marius Rommel und Klaus Strüber, *Hadleys Hamburg* 7.12. heimspiel. Hamburger Bildungsrunde, *Hamburg* 15.12. Eröffnung der ASA Open Studios, *Hamburg*

2022

Februar

6.-8.2. heimspiel. Jeder Schultag zählt, *Seminarzentrum Gut Siggen* 15.-18.2. Spring School, *Seminarzentrum Gut Siggen*

März

15.3. Sitzung des Stiftungsrats, *Hamburg & digital*, 16.-18.3. Perspektivschulen, *Seminarzentrum Gut Siggen* 30.3.-2.4. Journalistenprogramm ECJP2022, *Seminarzentrum Gut Siggen* 31.3. Max-Brauer-Preisverleihung, *Jazzhall Hamburg*

April

20.-23.4. Siggenger Kreis für Museumsleitungen, *Seminarzentrum Gut Siggen*

Mai

11.5. stadtlabor-Vortrag „Seriell Individuell. Ein urbaner Arbeitsraum“, *Millerntorwache Hamburg* 16.5. Siggener Kultursommer, Konzert: Luise Enzian & Tehila Goldstein 18.-21.5. Museion²¹. Modul I, *Seminarzentrum Gut Siggen* 19.5. 5. Fachaustausch „Integration durch Bildung“, *Berlin* 25.5. CORRECTIV.Lokal Workshop „OSINT-Tools: Recherchetricks für deinen Alltag“, *digital* 25.-29.5. Concerto²¹. Part I, *Seminarzentrum Gut Siggen* 27.-29.9. stadtlabor, öffentliche Ausstellung, *Millerntorwache Hamburg*

Juni

8.6. ASA Studio Visit + Open Studios, *Hamburg* 14.6. Bildungsrunde Hamburger Stiftungen, *Hamburg* 20.6. Eröffnung der Ausstellung „You May Recognize Yourself“ von Kerstin Bruchhäuser in der Scheune, Konzert Klara Lucas & Hauke Renken, *Seminarzentrum Gut Siggen* 20.-21.6. Stiftungsratssitzung Alfred Toepfer Stiftung und Carl-Toepfer-Stiftung, *Seminarzentrum Gut Siggen*

DATEN UND ZAHLEN

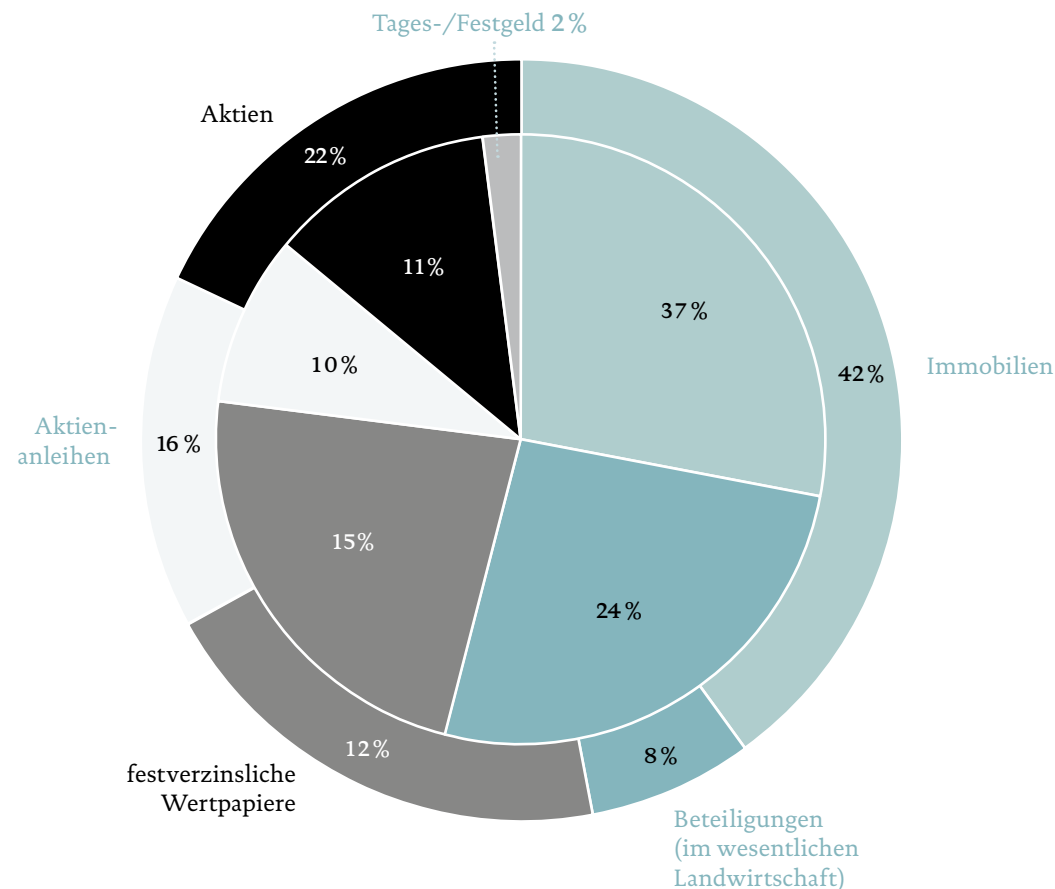
Die Jahresabschlüsse der Stiftung wurden wie in den Vorjahren durch unabhängige Wirtschaftsprüfer geprüft und jeweils mit einem uneingeschränkten Testat versehen. Die Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 2021/22 ist auf der Homepage der Stiftung einsehbar:

www.toepfer-stiftung.de/wer-wir-sind/zahlen-und-fakten

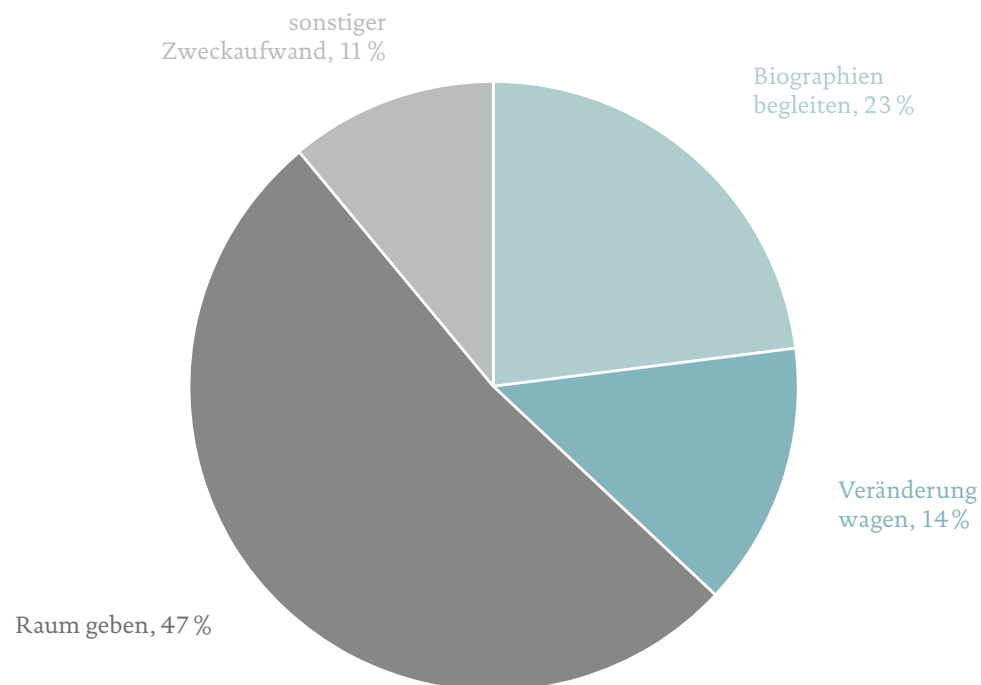
Die Stiftung ist unverändert sachwertorientiert investiert und hat zuletzt fällig werdende festverzinsliche Wertpapiere in Immobilienspezialfondsanteile umgeschichtet, so dass die Immobilienquote der Stiftung auf einen Anteil von 37% angestiegen ist. Der Anteil der Aktien und Aktienanleihen liegt bei rund 21% und trägt aufgrund der Schwerpunktsetzung bei dividendenstarken Titeln mit 38% zu den gesamten Erträgen aus der Vermögensverwaltung bei.

Der Immobiliendirektbestand der Stiftung befindet sich weiterhin ausschließlich in Hamburg und es wird unverändert von der guten Marktsituation profitiert. Die konsequenten Investitionen in den Erhalt sowie die Verbesserung der einzelnen Objekte führen zu ausschließlich fluktuationsbedingten, vorübergehenden Leerständen und die Ertragslage im Immobilienbereich ist auf hohem Niveau stabil. Aus der Corona-Krise waren keine negativen Auswirkungen zu verzeichnen.

Vermögens- und Ertragsstruktur per 30.06.2022



Der innere Kreis gibt den Anteil an den Kapitalanlagen wieder, der äußere Kreis den damit erzielten Anteil an den gesamten Vermögenserträgen.



In der Landwirtschaft ist die Ertragssituation zuletzt wieder von einer positiven Entwicklung gekennzeichnet, die dortige Beteiligung an einem Windpark wird mittelfristig zu einer Verbesserung des Ergebnisbeitrages führen. Unverändert leistet der Bereich einen nennenswerten Beitrag zum Kapitalerhalt bei der Stiftung.

Auch wenn das Kapitalmarktumfeld sich angesichts der aktuellen Herausforderungen aus Krieg, Energiekrise, Inflation und Klimawandel als äußerst schwierig erweist und insgesamt eine große Unsicherheit besteht, so sind wir doch zuversichtlich, das Förderniveau der Stiftung wieder auf dem Niveau von vor der Coronapandemie halten zu können.

Die in der Vergangenheit in 3 Programmbereichen gebündelten unterschiedlichen Stiftungszwecke werden grundsätzlich gleichmäßig finanziell gefördert. Durch die umfassende Modernisierung der im ideellen Vermögen gehaltenen Immobilie an der Elbchaussee ist der Anteil des Programmbereiches „Raum geben“ im letzten Geschäftsjahr allerdings höher ausgefallen.



Kellinghusen, Hauptstraße

Impressum

Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.
Georgsplatz 10
20099 Hamburg
Telefon 040 / 33 402
www.toepfer-stiftung.de

Redaktion: Uta Gielke

Gastbeiträge:
Siggi Seuß (Seiten 25-33; 47-66;
71-76; 105-111; 115-120; 125-131; 153-162)
Paul Toetzke (Seite 37-43)
Prof. Dr. Siegfried Zielinski (Seite 93-100)

Gestaltung: QART Büro für Gestaltung,
Hamburg

Fotografien: André Lützen, Hamburg

Druck: Optimal Media GmbH,
Röbel/Müritz

Hamburg, 2022